

1

NACH DEM FIEBER

EINE EUROPÄISCHE ENDZEIT-GESCHICHTE

Die neue Serie von Aleš Pickar | <http://www.annamachturlaub.de>



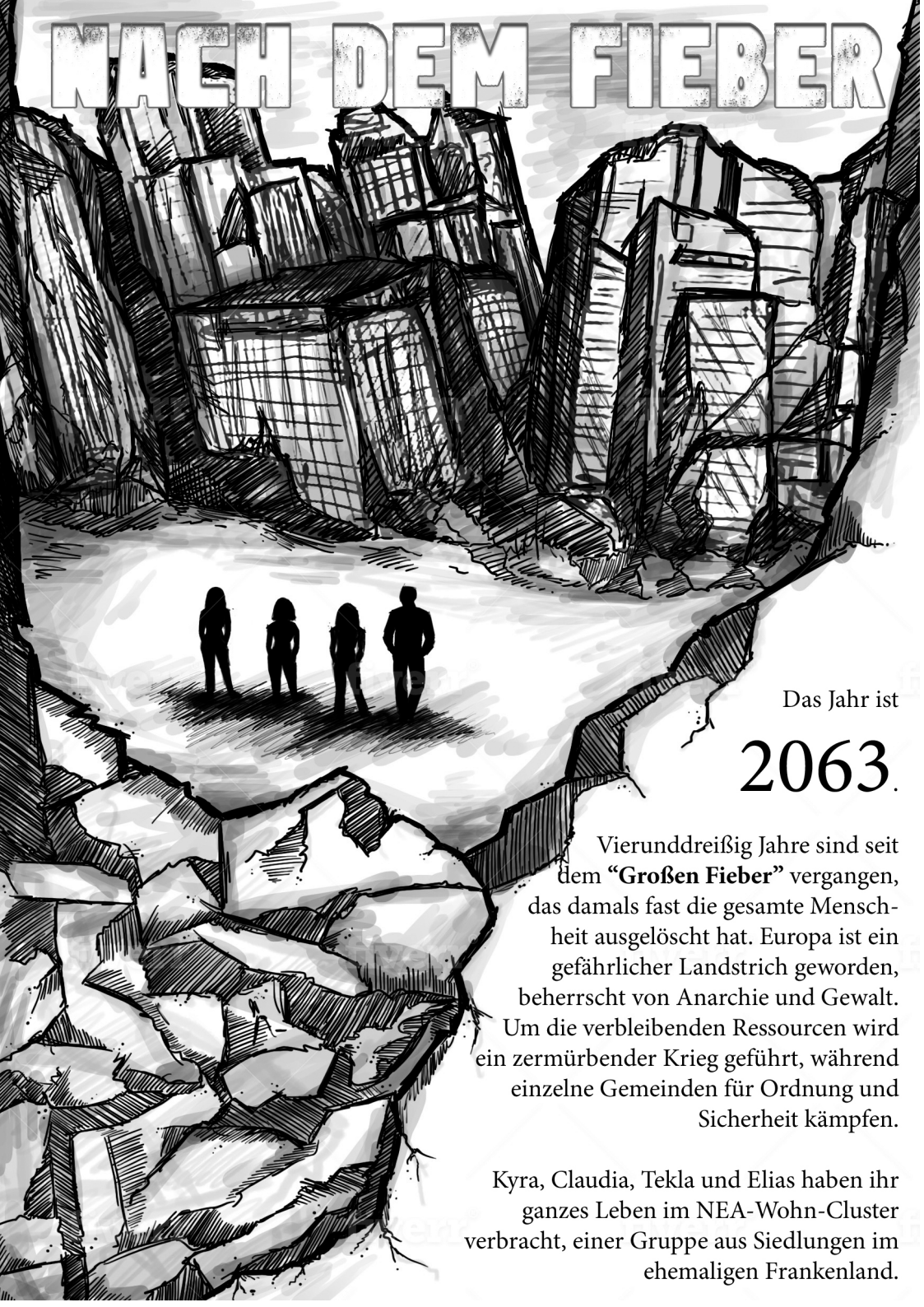
Preis:

4 €

GROSCHENROMANS
IM AMBIENTE
EINES
GROSCHENROMANS

ANGRIFF IM MORGENGRAUEN

NACH DEM FIEBER



Das Jahr ist

2063.

Vierunddreißig Jahre sind seit dem **“Großen Fieber”** vergangen, das damals fast die gesamte Menschheit ausgelöscht hat. Europa ist ein gefährlicher Landstrich geworden, beherrscht von Anarchie und Gewalt. Um die verbleibenden Ressourcen wird ein zermürbender Krieg geführt, während einzelne Gemeinden für Ordnung und Sicherheit kämpfen.

Kyra, Claudia, Tekla und Elias haben ihr ganzes Leben im NEA-Wohn-Cluster verbracht, einer Gruppe aus Siedlungen im ehemaligen Frankenland.

Unsere Hände umklammern die Steine. Geröll alter Tage. Bruchstücke von Beton und Mörtel. Wir schleudern es nacheinander auf die stummen Gestalten.

"Ihr Monster!", rufen wir, spuckend und fluchend in die Richtung der gespenstischen Skulpturen. "Ihr Teufel! Ihr Dämonen! Ihr Heuchler! Ihr Betrüger! Ihr Lügner! Ihr Diebe!"

Es ist Neumond. Wir haben ein großes Lagerfeuer entfacht, um besser zu sehen. Der graue Rauch verteilt sich unter der Kuppel des sternenübersäten Himmels. Alle sind hier. Sogar Tekla ist aus der Tiefe des Waldes gekommen und hat ihr Jagdgewehr beiseitegelegt. Die Frau des Bürgermeisters hat Tee gekocht.

Elias steht neben mir und wirft seinen Stein. Er tut es mit übertriebener Lässigkeit, beinahe als wollte er sich zum Narren machen. Es geht ihm mehr darum, das Ziel zu treffen, als das Ritual zu verinnerlichen. Er ist erst siebzehn. Die Jungen interessieren sich kaum noch für die *Honks*.

Nach dem Wurf zieht Elias seine schwarze Kapuze über den Kopf, steckt die Hände in die Hosentaschen und geht schlurfend davon.

Die barsche Claudia, in all ihrem herben Erscheinungsbild, schleudert gleich einen halben Ziegelstein. Als sie weitergeht, begegnen sich unsere Blicke und ich nicke grüßend. Sie ändert ihre Wegrichtung und kommt auf mich zu.

„Hey, Kyra“, sagt sie. Sie trägt die dunkelblaue Uniform der EuroForce. Ein Overall, Kampfstiefel und eine kurze Jacke mit den Abzeichen einer Hauptfrau. Es ist alles etwas abgewetzt und verschlissen.

„Hey“, erwidere ich. „Wie läuft es in NEA?“

Neustadt ist nur sechs Klicks von Gutenstetten entfernt. Sie ist dort stationiert.

Claudia Patras ist fünf Jahre älter als ich, eine Latina-Butch, mit kurzen, zer-

zausten Haaren und Narben im Gesicht. Alles, was ich über das Kämpfen, Tonfa-Stöcke und Schusswaffen weiß, lernte ich von ihr. Dabei bin ich mir nie sicher, ob sie mich überhaupt mag. Doch manche sagen, dass Claudia niemanden mag. Außer Tekla.

Die steht nur einige Schritte entfernt und plaudert mit Miriam, die ein recht adrettes Kostüm trägt. Es heißt zwar, wir sollen uns für das Ahnenritual nicht herausputzen, denn es ist kein Grund zum Feiern. Doch manche tun es trotzdem.

Wie jeden Monat zittern Tränen in den Augen älterer Frauen und Männer. Sie sind erbost wegen der Welt, die ihnen verloren ging. Diese Menschen haben noch in Restaurants gegessen und Autowaschstraßen benutzt. Sie haben schnuckelige Unterwäsche *online* bei Versandhäusern mit klangvollen Namen bestellt und sich am Wochenende im Kino getroffen.

Wir hassen die Honks. So nennen wir unsere Vorfahren. Jene, die da waren, als das Große Fieber ausbrach. Gegen sie richten sich unsere Flüche. Gegen sie, die vor Jahrzehnten die Alte Welt verspielt haben. Doch wir ehren jene, die überlebten und alt genug geworden sind, um darüber zu berichten.

Und so treffen wir uns bei jedem Neumond zu den Ahnenriten. Honksteinigung nennt man es auch, oder „Hau den Honk“.

Zuerst sprechen die Alten von "damals" und erinnern uns daran, wie töricht und verbohrte Menschen sind. Mit bebenden Unterlippen schildern sie den Hochmut der Vorfahren, zählen Beispiele ihrer Arroganz und Eigensucht auf. Wehmütig erinnern sie sich daran, wie üppig und heil ihr Leben damals war - bis alles verloren ging.

Danach greifen wir zu Steinbrocken und schleudern sie zornig auf die manns-hohen "Versager". So nennen wir die häss-

lichen Stelen aus Schrott und Abfall, die in einer stummen, kleinen Gruppierung hinter jeder Siedlung stehen.

Viele Eltern legen viel Wert darauf, ihren Kindern den brennenden Hass auf die Honks zu vermitteln. Niemand soll die Schandtaten der Vorfahren beschönigen. Die Jungen sollen verstehen, welchen Schmerz die Honks mit Geringschätzung, Gier und Gleichgültigkeit angerichtet haben. Sie waren die Zerstörer einer ganzen Welt. Und bis zum letzten Augenblick haben sie über jene gespottet, die sich gegen den Untergang wandten.

Ich wuchs in den Jahren nach dem Großen Fieber auf, als die Erinnerung noch frisch wie ein Messerstich war. In meiner Kindheit spielten sich ähnliche Riten blutiger und gewaltsamer ab. Ich sah als Fünfjährige, wie Schurken und Schwätzer des Alten Zeitalters vor die Menge gezerzt und mit Steinen erschlagen wurden.

Damals lebte noch Lothar der Einsiedler im Steigerwald. Ein dürrer, schlaksiger Greis, dem die Haare nur auf dem Hinterkopf wuchsen und dessen zerbeulte Nase einem Tannenzapfen ähnelte. Der Einsiedler besaß eine Liste, die er vor dem Großen Fieber aus einem Computer entnommen hatte. Dieses Verzeichnis beinhaltete Namen und Wohnorte all jener Ratten, die bössartig zum Untergang beigetragen haben. Versager, die damals gegen den Geist der Veränderung wetterten. Archgesehen, wie Elias sagen würde.

Es war keine große Liste, sondern nur eine Aufstellung lokaler Namen, extrahiert aus einem Verzeichnis das Facebuch hieß, oder so ähnlich. Ein abgegriffener Stapel Papier, zusammengehalten von rostigen Spangen. Ich erinnere mich noch gut, wie Lothar der Einsiedler auf der Veranda des Bürgermeisters an einem wackligen Holz-

tisch saß und mit dem schmutzigen Zeigefinger entlang der Namensspalten fuhr, auf der Suche nach dem nächsten Opfer.

Der Einsiedler erzählte oft von der Zeit davor. Er sprach von einem Mädchen, das einst den Mächtigen der Welt die Wahrheit ins Gesicht schleuderte. Doch ihre Worte verhallten ungehört, denn die Schwätzer und die Bösewichte überhäuften sie mit schändlichem Hohn.

„Wir dürfen es niemals vergessen“, krächzte er damals und legte die Hand auf seine Todesliste. „Solange ich noch einen Atemzug in der Brust habe, werde ich die Übeltäter suchen. Sie alle, die Gift und Galle auf sie spuckten.“

Es verwundert nicht, dass Lothar der Einsiedler tot im Wald aufgefunden wurde, mit einer Kugel im Kopf. Seine Liste war für immer verschwunden.

Heute beschränken sich die Ahnenriten auf das zeremonielle Werfen der Steine auf die stummen „Versager“. Die Zeit der blutigen Abrechnungen ist vorbei.

Hass ist eine Flamme, die nicht von sich aus brennen kann. Sie braucht unentwegt frische Nahrung. Doch es gibt eine Zeit, in der Frieden mit der Vergangenheit geschlossen werden muss.

Mein Name ist Kyra Held und ich weiß nicht, wer du bist, unbekanntes Lesers. Ich bin keine weise Gelehrte. Hätte ich vor dem Fieber gelebt, ich wäre eher eine durchschnittliche Frau geworden. Doch die Menschheit hat so viel Wissen verloren, dass nun sogar ich gescheit erscheine. Alle Weisheit, die du hier vernehmen kannst, stammt vermutlich nicht von mir, sondern von Albert Kring, dem einzigen Lehrer, den ich jemals hatte. Er brachte uns nicht nur Lesen und Schreiben bei, und wie man rechnet. Viel aufregender fand ich seine Erzählungen über Geschichte, Kunst und Literatur.

Ich war vermutlich die Einzige, die ihm dabei zuhörte. Vielleicht lag es daran, dass

ich im Jahr der Apokalypse geboren wurde. Mein Hass auf die Honks ist voller Widersprüche, da ich doch zugleich so sehr von der Grellzeit fasziniert bin. Ich hätte gerne das strahlende Wunder der Welt gesehen: Städte, die niemals schliefen; Straßen, die niemals ruhten. Ich wäre gerne mit einem Flugzeug geflogen, hätte gerne in einem Club getanzt, hätte gerne Pistazieneis gegessen.

Mein Gedächtnis ist von der Unaufhaltsamkeit des Verfalls beseelt. Je älter die Erinnerungen, desto heiler erscheint in ihnen die Welt. Mit vier Jahren sah ich noch in Nürnberg und Würzburg unverehrte Hausfassaden. Ich erinnere mich an diese einsame Stimmung. In den Balkonen der Mietshäuser hingen Vogelnester und in den Straßen lag Müll. Doch es fühlte sich an, als ob die Leute nur länger im Urlaub seien und bald zurückkehren sollten, um alles aufzuräumen.

Heute stehen dort allesamt Ruinen, überwuchert mit Schlingpflanzen, eingestürzt durch den Vormarsch der Natur. Viele Straßen werden von den Flüssen beansprucht.

Mein gesamtes Leben scheint mit dem Verfall der Welt genau abgestimmt zu sein.

Noch immer verwenden wir allerlei Gegenstände der Grellzeit. Werkzeuge und Kleidung zum Beispiel. Denn obwohl die Honks uns vor allem die „Todeszonen“ und allerlei nutzloses Zeug aus Plastik hinterließen, finden wir noch immer alte Lagerhäuser mit unversehrtem *Cargo*. Oft eingepackt in durchsichtige Folien, gelagert in Vakuumtanks.

Ich habe mich an vielen solchen Bergungen beteiligt. Ich kenne das rätselhafte Gefühl, das jeden von uns befällt, wenn die durchsichtige Verpackung aufgerissen wird. Für einen kurzen Augenblick riecht man die Luft der alten Tage, den Duft von Baumwolle, Leder oder Polyester.

Kleidungsstücke sind hierbei besonders begehrt. Und die Schuhe erst! Kaum jemand kann heute noch tüchtiges Schuhwerk herstellen, die zu mehr taugen, als über den Markt zu trotten. Ein gutes Paar Treter hat den Wert von fünf Kühen oder drei Pferden. Oder einem luftdichten Kanister Benzin. Ich töte jeden, der meine wetterfesten Bergschuhe zu stehlen versucht.

Das Leben wiegt heute eben nicht viel.

Claudia klopft mir zum Abschied auf die Schulter und begibt sich zu Tekla, die ihr etwas ins Ohr flüstert.

Und ich muss gestehen, dass ich eine Weile Claudia den Rang einer Hauptfrau geneidet habe. Die Bedeutung und den Respekt, der mit dem dunkelblauen Stoff einherging.

Oft genug bildete die EuroForce eine Trennlinie zwischen unserem Überleben und dem Tod. Denn auch vierunddreißig Jahre nach dem Ausbruch des Großen Fiebers ist die Welt nicht zur Ruhe gekommen.

Im Osten drängen die Russen in unsere Gebiete, aus dem Süden die Araber.

Dass sie uns nicht bereits in den ersten Jahren vollständig überrannt haben, hat zwei einfache Gründe. Zum einen sind auch die Slawen und die Araber wenig zahlreich. Das Große Fieber unterschied nicht zwischen Völkern und hatte alle gleichermaßen dahingerafft. Der andere Grund, weshalb wir hier in Frankonia weder zu Allah beten noch russische Volkslieder singen, liegt in der tiefen Feindschaft zwischen Russen und Arabern. Die meiste militärische Energie verwenden beide Völker darauf, sich gegenseitig zu bekriegen.

Wir bekommen davon wenig mit. Aber weit im Osten, am Schwarzen Meer, wird angeblich ständig gekämpft. Und es ist dieser Umstand, der uns eine Atempause verschaffte, so dass die winzigen Gemeinden

in den letzten zwanzig Jahren durchaus gedeihen konnten.

Damit will ich nicht sagen, das Leben bei uns sei ein Zuckerschlecken. Die Felder sind ergiebig und so richtig gehungert hat hier eine Weile niemand mehr. Doch unsere Region ist durchsetzt mit gefährlichen Aggro-Banden. Deshalb brauchen wir die Patrouillen der Landwehr und der Euro-Force, während wir auf den Feldern arbeiten.

Der Ritus ist vorüber. Die meisten kehren in ihre Baracken und Wohnheime zurück. Frank, Tanja und Michael fangen Elias ab und schleppen ihn zu einem abendlichen Pokerspiel mit. Ich weiß, dass sie um Geld spielen. Glücksspiel um Sachen ist dagegen verboten. Doch Geld ist dieses wertlose bunte Papier, das wir zuhauf bei unseren Geisterfahrten finden. Es brennt schlecht und ist vollkommen unnützlich.

Ich bleibe noch mit Nikky und Marla am Lagerfeuer stehen. Wir blicken stumm in die Flammen, versunken in unsere Gedanken.

Plötzlich berührt jemand meinen Ellbogen. Ich zucke etwas zusammen.

„Liv“, sage ich überrascht.

Liv ist nur geringfügig älter als ich. Sie hat rotblondes langes Haar, das sie oft zu Ährenzöpfen flechtet. Das ist eher ungewöhnlich. Die meisten Frauen tragen ihre Frisuren sehr kurz. Ich greife jeden Monat zur Schere und Sorge dafür, dass mich in einem Kampf kein Aggro an den Haaren packen kann.

Liv hatte erst vor kurzem ihren jüngeren Bruder verloren. Diese Monster ließen Leos Reste auf der Straße liegen. Als wir ihn fanden, zerrten wilde Hunde an ihm herum. Ein entsetzlicher Anblick.

„Ich habe gehört, du hast heute die Axpflucht“, sagte Liv. Ihre Hand umklammerte meinen Ellbogen, dass es fast wehtat.

Nikky und Marla sahen neugierig auf.

„Das ist richtig“, entgegnete ich leise.

Seit Leos Tod war es das erste Aggro, das lebend in die Siedlung gebracht wurde.

„Zeige keine Gnade“, flüsterte sie. „Für Leo.“

Ich schwieg. Sie berührte noch kurz meinen Arm und eilte mit Tränen in den Augen davon. Ich runzelte nur die Stirn und starrte angespannt ins Feuer.

* * *

Erste Regel: Zu überleben bedeutet, sich zu verändern. Wer sich der Veränderung verweigert, wird sterben. Verändern oder eingehen, das ist der Menschen Wahl.

So in etwa müssten die Regeln zum Überleben in der postapokalyptischen Welt beginnen. Keine Ahnung, ob jemand schon eine solche Liste erstellt hat. Vielleicht ist es meine Aufgabe.

Früher, in der Grellzeit, verweigerten sich die Menschen der Veränderung. Sie liebten das Wort, doch nicht den Schmerz, der damit einherging. Und so nahm die mächtige Natur dieses Problem selbst in die Hand und zwang die Menschheit zum Wandel.

Zweite Regel: Die erste Veränderung besteht in einem neuen Zusammenhalt. Außerhalb der Gemeinschaft gibt es kein Überleben.

Vor der Endzeit träumten alle Menschen nur vom Individualismus und dem Luxus der Einsamkeit. In den Geschichten der Honks waren die Helden Einzelgänger.

Doch als die Zeit stehen blieb, starben zuerst die Eigenbrötler. Die Aggros brachen ihre Knochen, bissen in ihr Fleisch und prügeln sie zu Tode. Nur jene überstanden die Gewalt, die rasch zu einer Gruppe fanden.

Die ersten sechs Monate erwiesen sich als besonders schlimm. Ich war da nur ein Säugling, in den Armen einer fremden Frau, der ich das Leben zu verdanken

habe. Doch ich hörte später die Erzählungen. Wer seine Freunde und Angehörigen nicht im Fieber einbüßte, verlor sie danach durch die Raserei der Resilienten, die man schon bald treffender mit der Bezeichnung Aggros versah.

Rettung galt nur jenen, die Zuflucht in Siedlungen fanden.

Heute weiß niemand mehr, welche Ortschaft zuerst den Brauch der Axtpflicht eingeführt hatte. Die Landwehr bringt gelegentlich ein lebendiges Exemplar dieser verwilderten Ex-Menschen, eingefangen in ein Netz. Das Aggro wird dann in den örtlichen Kerker eingesperrt, während der Bürgermeister jemanden mit der Hinrichtung betraut.

Die Ausführung darf ausschließlich mit der Axt geschehen. So übernehmen alle abwechselnd die Pflicht, in den finsternen Strafbau zu gehen und dort die Kreatur zu schlachten.

Niemand erwartet von uns, dass wir der Axtpflicht mit Vergnügen nachgehen. Die gemeinsam getragene Bürde ist Teil des *Neuen Zusammenhalts*.

Denn wir können keine reinen Hände für uns beanspruchen. In unseren Adern fließt das Blut der Vorfahren. In unserem Geist verbirgt sich ihre Abscheulichkeit. Die teuflische Gleichgültigkeit der Honks hatte uns alle zu Mördern und Henkern gemacht.

Ich entschied mich für die späte Nacht, eine oder zwei Stunden vor dem Sonnenaufgang. Es fällt mir nicht schwer, mir selbst zu befehlen, wann ich am nächsten Morgen aufwachen soll. Wenn ich mir vornehme, mitten in der Nacht aufzuwachen, klappt es zumeist.

Auch diesmal öffne ich pünktlich die Augen. Ich zünde die kleine Öllampe an. Gähmend und schniefend ziehe ich mir im Dunkeln die olivgrüne Hose und den grauen, löchrigen Pullover an. Dann steige in in meine Wanderstiefel und schnüre sie zu.

Ich trete leise auf, darauf bedacht, niemanden auf der Etage zu wecken. Das Gebäude, in dem ich wohne, hatte vor dem Großen Fieber als Bierbrauerei gedient und mein Zimmer ist vermutlich einst ein Büro gewesen.

Die furchteinflößende Feuerwehr-Axt hängt für alle sichtbar an der Außenwand des Bürgermeisterhauses, das früher das Pfarrhaus war. Das Gebäude ist fast vollständig vom Knöterich bedeckt und sieht aus, als bestünden seine Wände nur aus Schlingpflanzen. Der Staudenknöterich dient Hunderten Vögeln als Zuhause und erschuf auf dem Dachfirst genug Raum für ein halbes Dutzend Störche. Sie alle schlafen noch, genauso wie Bürgermeister Klaus und seine Frau.

Ich muss mich auf die Zehen stellen, um den Schaft der Axt zu erreichen.

Das soll nicht bedeuten, ich sei zierlich, nur weil ich keine hundertundachtzig Zentimeter groß bin. Ich trage vom Holzhacken dieselben Schwielen in den Handflächen.

Mein Gang ist langsam und ich bin in den Gedanken versunken. Dies ist keine kurzweilige, aufregende Beschäftigung. Es ist eine Bürde, die alle tragen müssen, die stark genug sind, die Axt zu heben.

Der Strafbau ist eine schlichte Baracke am Rande der Siedlung. Das letzte Haus vor dem Hauptwall. Die Tür ist nicht verschlossen, doch sie ist so präpariert, dass man sie nur von außen aufmachen kann.

Leise lehne ich die Axt gegen die Wand und öffne den kleinen Metallschrank neben dem Eingang. Ich nehme eine der Mundmasken heraus und setze sie mir auf. Die Bindebänder stülpe ich über den Kopf.

Als Immune muss ich die Krankheit zwar nicht fürchten, aber wer will schon Aggroblut auf den Lippen spüren?

Mit etwas Mühe öffne ich die rostige Eisentür und leuchte vorsichtig hinein. Natürlich hatte man die Gefangene am

Vortrag angekettet, doch das ist kein Grund unaufmerksam zu werden. Der blinde Wahn kann den Aggros überraschende Kräfte verleihen.

Die Frau ist vermutlich genauso alt wie ich. Sie ist fast nackt, schmutzig, mit verfilztem Haar, das ihr Gesicht verdeckt. Dennoch erkenne ich die dunklen, toten Augen, die so anmuten, als seien die Aggros blind. Doch dann blinzelt sie im Schein der Öllampe und gibt diesen seltsamen, gurgelnden Laut von sich, der so typisch ist.

Zwar möchte ich die Augen abwenden, doch bin ich zugleich von diesem seltsamen nackten Körper fasziniert. Es erstaunt mich noch immer, dass die Natur eines solchen Gestaltswandels fähig ist. Die Wangen tief eingefallen, unter der Schmutzschicht die Haut fast grau und nekrotisch. Doch am auffälligsten sind diese Muskeln, die einerseits geschrumpft wirken, zusammengezogen zu dünnen Strängen entlang ihrer Schienbeine und Arme, doch zugleich angespannt wie Seile aus Stahl.

Ich zucke zusammen, als jemand plötzlich die Hand auf meine Schulter legt. Es ist Liv.

„Ich bin es“, flüstert sie.

„Verdammt, Liv! Willst du, dass mir das Herz stehen bleibt?“, zische ich mit gedämpfter Stimme. „Was machst du hier?“

„Ich will es tun“, sagt sie und drückt fester meine Schulter. „Du weißt, ich muss es tun.“

„Die *Pflicht* ist nicht übertragbar! *Det er forbudt!*“ Liv ist Dänin und ich überraschte sie immer gerne mit einzelnen Brocken ihrer Muttersprache.

„Bitte, Kyra. Niemand wird es erfahren. Alle schlafen noch.“

Ich stöhne unentschlossen. Livs Schmerz ist nicht schwer zu verstehen.

„Es bleibt unter uns“, sage ich schließlich leise. Ich reiße mir den Mundschutz vom Gesicht und gebe ihn Liv. „Lass sie nicht zu viel schreien. Ich bleibe draußen und trage dann die Axt zum Rathaus zurück.“

„Danke“, flüstert Liv. Ich sehe Tränen in ihren Augen glänzen. „Danke!“

Sie greift nach dem Richtbeil, nimmt mir die Fackel aus der Hand und schiebt sich an mir vorbei in das Innere des Strafbaus.

Mit dem Fuß schiebe ich den Holzkeil unter die Tür, so dass sie hinter Liv nicht zufällt. Dann wende ich mich ab und bummle gedankenverloren einige Schritte über den Platz.

Ich denke viel über die Aggros nach. Wie vermehren sie sich? Wieso sind sie nach dreißig Jahren noch immer so zahlreich? Und sind sie einfach nur bössartige Monster, oder ist ihr Verhalten mehr eine Geisteskrankheit?

Schließlich waren sie mal Menschen wie wir, bis das Große Fieber sie ereilte. Sie überlebten die tödliche Seuche, doch zu welchem Preis? Um als geistlose Kreaturen durch die Landschaft zu streifen und sich von Aas zu ernähren. Ihr Schicksal ist schlimmer, als das der Dahingerafften. Doch zu viele Überlebende, die immun gegen das Fieber waren, fielen ihnen zum Opfer. In unseren Herzen herrschte nur wenig Raum für Mitgefühl.

Hinzu kam, dass sich der Zustand der Resilienten veränderte. Vergleich man nur zwei oder drei Jahre, fiel das kaum auf. Doch ich konnte mich aus meiner Kindheit genau daran erinnern, wie ein gefangenes Aggro wüste Beschimpfungen von sich stieß. Ich sehe noch immer vor dem geistigen Auge, wie dieser Mann zornig an den Ketten zerrte und mit Schaum vor dem Mund verlangte, dass man ihn sofort frei ließe.

Seit damals habe ich von einem Aggro kein verständliches Wort mehr gehört. Ihr Wortschatz schrumpfte zunehmend und verwandelte sich in dieses tiefe Grollen, das häufig in schrilles Gekreische umschlug. Waren sie endgültig zu neuartigen Tieren mutiert?

Bei ihrem eigenen Kampf ums Überleben brachte diese Veränderung beneidenswerte Vorteile. Die Aggros benötigten immer weniger Nahrung und erwiesen sich auch Verletzungen gegenüber zunehmend unempfindlich.

Meine Schritte tragen mich in die Nähe des Haupttors, das sich auf der Straße nach Diespeck befindet.

„Hey, Kyra!“, ruft mir plötzlich eine Stimme zu. Ich lege den Kopf in den Nacken und blicke hoch zum Wehrgang. Es ist Uli, einer aus der Landwehr. Er schiebt Nachtdienst am Tor.

„Was treibst du hier?“, fragt er mit gedämpfter Stimme.

„Axtpflicht“, erkläre ich wortkarg. Er muss nicht wissen, dass Liv gerade an meiner Stelle das Aggro im Strafbau in Stücke hackt.

„Ach? Und wo hast du die Axt gelassen?“

„Die wird gerade im Fluss gereinigt, damit ich sie dir nachher in den Arsch rammen kann“, erwidere ich.

Er kichert und droht mir mit dem Finger.

„Frechmops!“

In der Ferne ruft eine Eule. Sie kommen nachts oft aus dem Steigerwald und schnappen sich Mäuse, die um unsere Weizenkammern so zahlreich sind.

Zuerst bemerke ich das Licht. Es steigt am Himmel auf, so dass meine Gestalt plötzlich einen dunklen Schatten über das unebene Straßenpflaster wirft. Ich sehe überrascht hoch.

Die Explosion ist gewaltig und reißt mich von den Beinen. Und das ist auch alles, was ich darüber berichten kann.

* * *

Als ich die Augen öffne, umgibt mich vollständige Dunkelheit. Über mir tobt entsetzlicher Lärm, beherrscht von Schüssen und Geschrei.

Ich spüre ein schweres Gewicht auf der Brust und bewege meine Hände, um die Platte abzutasten. Es ist ein Stück der Blechverkleidung vom Schutzwall, der mich vollständig unter sich begräbt.

Mit der Rückkehr der Sinne kommt auch ein stechender Schmerz im Oberschenkel, nur eine Handbreit vom Schritt entfernt. Etwas durchbohrt dort mein rechtes Bein. Ich versuche es zu ertasten, fühle aber nur klebriges Blut zwischen den Fingern.

„Alba-Éirean“, beschwöre ich mich selbst. „Ich kenne keine Angst.“

Mit angespannten Muskeln drücke ich gegen das Wellblech. Es bewegt sich! Ich schiebe es immer weiter seitlich, bis meine Finger endlich den Rand ertasten. Resolut stoße ich die Platte weg und sehe mich Staub hustend um.

Ich liege am Straßenrand. Im Osten zeichnet sich rötlich der Sonnenaufgang ab. Mit verzerrtem Gesicht drehe ich den Oberkörper zur Seite, um besser die Wunde zu sehen. Ein Brocken Beton liegt zwischen meinen Beinen. Daraus ragt ein Stahlstift, der mir den Oberschenkel durchbohrt.

Die ganze Zeit höre ich den trockenen Lärm der Pistolen und Maschinengewehre. In der Luft hängt der Geruch von Benzin und Schießpulver.

Aus den Trümmern des Strafbaus schießen hohe Flammen in den Himmel. Ich bin sicher, dass Liv tot ist.

Was ist nur geschehen?

Mit zusammengebissenen Zähnen richte ich meinen Oberkörper auf und umklammere das Bein direkt über dem Knie mit beiden Händen.

Mit einem Ruck reiße ich den Oberschenkel hoch und befreie ihn von dem Stahl Nagel. Schreiend rolle ich zur Seite, presse die Hände zwischen die Schenkel und wimmere vor Schmerzen.

Als ich mich auf die Beine kämpfen will, um ein Versteck zu finden, fällt ein Schatten über meinen Unterleib.

„*Kuda, krasavica?*“, meint eine Stimme lakonisch.

Er steht direkt zwischen mir und der brennenden Ruine, so dass ich nur seine Silhouette sehen kann. Dennoch erkenne ich die Armeestiefel, den geschorenen Kopf und das Gewehr, das auf mich zielt. Es ist nicht der erste Iwan, den ich in meinem Leben sehe. Doch der erste in vielen Jahren.

Es wird erzählt, dass ein Mensch, der sich im unmittelbaren Moment des eigenen Todes befindet, oft eine Art Bildschau des gesamten Lebens vor dem geistigen Auge vorbeirasen sieht.

Ich sehe gar nichts. Alles bleibt nur stehen und fühlt sich an, als sei ich plötzlich in einer Fotografie. Sogar mein Herz setzt aus.

Der Schuss klingt dumpf und fern. Und dann folgt ein Zweiter. Der russische Soldat kippt wie eine gefällte Birke um. Hinter ihm steht Claudia. Claudia, die Große. Claudia, die Starke. Claudia, die Kriegerin.

Ihr Arm noch immer durchgestreckt. Die Pistole richtet sich auf ein Ziel, das nicht mehr dort ist. Ich höre zeitgleich die leeren Patronen auf das Wellblech fallen.

Die Fotografie wird wieder lebendig.

„Steh auf!“, ruft sie und packt mich unsanft am Oberarm.

Schmerzerfüllt schreie ich auf, finde mich aber auf den Beinen wieder. Mit Claudias Unterstützung setzen wir uns in

Bewegung, während ich leise herumstöhne.

Sofort weiß ich, wohin wir laufen.

Kurz sehe ich noch über die Schulter, hin zur Dorfmitte. Die gesamte Siedlung ist in eine beißende Rauchwolke getaucht. Darin blitzen Blendgranaten und Schüsse auf.

Das ist das Ende, schießt mir durch den Kopf. Das Ende.

„Wir ... Wir müssen kämpfen!“, röchele ich Claudia ins Ohr.

„Glaub mir, da willst du nicht hin“, brummt sie und lehnt mich gegen die Westmauer, um beide Hände frei zu bekommen. Vorgeneigt taste ich nach der Wunde. Es brennt höllisch, doch blutet deutlich weniger als erwartet.

Jemand hatte an dieser Stelle vor Jahren ein Schlupftor im Mauerwerk übrig gelassen. Man musste nur den großen Stift aus der primitiven Verriegelung ziehen. Doch dieser Schlüssel liegt längst im Staub. Jemand hat das winzige Tor bereits vor uns benutzt.

„Stübacher Berg“, flüstere ich.

Wir hören deutlich, wie die Pistolenschüsse und die Maschinengewehrsalven zunehmend verklingen. Die Siedlung ist verloren. Unsere Zeit läuft ab.

Claudia öffnet das Tor, greift hart nach meinem Arm und schiebt mich hinein.

Hinter dem Schlupftor wartet keine Straße oder Wiese auf uns, sondern der „Dschungel“.

So nennen wir es. Der Staudenknöterich hatte hier an der Außenmauer eine dichte Barriere gebildet, die undurchdringlich erscheint. Die Pflanzen stehen jetzt, inmitten des Sommers, vier Meter hoch. Die Ranken stützen sich gegenseitig ab und erschaffen damit ein natürliches Bollwerk.

Diese Neophyten machten uns im Inneren der Siedlung viel Arbeit. Sie wachsen unaufhaltsam entlang jeder Hausfas-

sade und man ist ständig damit beschäftigt, sie mit Buschmessern niederzumähen. Ebenso trotz man ihnen draußen auf den Feldern. Dort kann der Japanische Staudenknoeterich in kürzester Zeit sein zähes Netz aus Wurzelstöcken anlegen.

Doch an manchen Stellen gaben wir auf und fingen stattdessen an, uns das aggressive Wachstum nutzbar zu machen. Aller paar Monate mussten Freiwillige mit Macheten durch das Schlupfpor hindurch, um die kleine, von außen fast unsichtbare Schneise aufzufrischen.

Manche hielten das alles für Zeitverschwendung. Sie irrten sich.

Claudia und ich zwängen uns durch das Dickicht. Die Schneise mag vorhanden sein, doch ist dies kein bequemer Pfad. Die Schlingpflanzen haben bereits begonnen, die schmale Lücke von kaum vierzig Zentimetern mit neuen Trieben zu füllen.

Claudia schaltet ihre Taschenlampe ein. Ich bin immer wieder erstaunt, wo sie auch nach über dreißig Jahren funktionierende Batterien findet.

Der Lichtkegel erschafft einen gespenstischen Anblick in dieser fremdartigen Welt. Die Blätter wirken böseartig. Wir schieben uns hastig weiter, während Claudias fingerloser Lederhandschuh grob mein Handgelenk umklammert.

Ich bemerke, wie der Boden sich langsam bergauf krümmt, was unser Vorankommen nicht erleichtert. Das grüne Bollwerk reicht inzwischen über zweihundert Meter weit in Richtung Stübach.

Nach einer Weile überkommt mich die Sorge, wir hätten uns in dem Dickicht verlaufen. Als ich etwas einwenden will, löst sich Claudia plötzlich von mir. Ihre Taschenlampe leuchtet mir kurz ins Gesicht und ich fühle, wie weitere Arme nach mir greifen.

Claudia schaltet sofort das Licht aus. Die Morgenröte ist noch nicht da, doch

man kann langsam die eigene Hand vor dem Gesicht sehen.

Das Zwielicht erweist sich hell genug, um Tekla und Elias zu erkennen. Sie starren mich verstört an. Tekla trägt ihren kurzen schwarzen Mantel mit dem Stehkragen. Die Hosenbeine stecken wie gewohnt in den braunen Wildlederstiefeln. Elias hat seinen Hoodie an und das lange schwarz-weiße Halstuch mit dem Quastenrand.

Er fällt mir um den Hals und hält sich an mir fest. Wegen der Stichwunde geben meine Knie etwas nach. Im „Dschungel“ hatte ich kaum Zeit, über den Schmerz nachzudenken, doch jetzt holt er mich ein.

„Bist du verletzt?“, fragt Elias und beginnt mich hektisch abzuklopfen, was gut gemeint, aber gänzlich nutzlos ist.

„Wir haben jetzt keine Zeit dafür“, mahnt Claudia. „Wir müssen weiter.“

„Weiter?“, wundert sich Elias. „Wohin weiter?“

„Das Dorf ist verloren“, sagt Claudia. Sie gibt sich beherrscht, doch ihre Stimme zittert.

„Verloren?“, wiederhole ich und klinge dabei etwas begriffsstutzig. „Was ist mit Überlebenden?“

Es ist nur Geplapper. Wir alle stehen unter Schock.

Der Blick zurück auf Gutenstetten ist hier leider von den hohen Stauden und einigen Häuserruinen verdeckt. Doch ich höre noch immer deutliches Geschrei und einzelne Pistolenschüsse.

„Die lassen niemanden am Leben“, ruft Elias mit ersticker Stimme. „Nur Kinder und junge Frauen treiben sie zusammen.“

„Wir müssen nach Haag“, sagt plötzlich Tekla. Es sind ihre ersten Worte bei dieser Begegnung. Sie wirkt gefasster als wir, was schlagartig unsere Aufmerksamkeit auf sie zieht.

„Der Keller“, flüstert Claudia.

Ich weiß nicht, was die beiden damit meinen und auch Elias hebt verwundert die Augenbrauen.

Um uns herum herrscht eine gespenstische Stille, durchbrochen von immer selteneren Schüssen. Gewöhnlich singen und zwitschern um diese Uhrzeit hunderte Vögel. Doch der Lärm der Waffen hatte sie zum Verstummen gebracht. Die umliegende Natur ist vollständig in Alarmbereitschaft.

Von hier nach Haag geht es rund vier Klicks durch unwegsames Gelände, da wir einen weiten Bogen um die Siedlung machen. Mein Oberschenkel tut gehörig weh, doch je mehr wir hasten, desto weniger scheint mich der Schmerz zu beherrschen. Ich habe nicht vor, zu einem Hindernis für die anderen zu werden. Lieber beiße ich die Zähne zusammen und humpele hinterher.

Nachdem wir einen großzügigen Umweg durch dichten Wald zurückgelegt haben, erreichen wir eines der neuen Waldstücke. Vor vierunddreißig Jahren streckten sich hier Wiesen und Maisfelder aus. Die noch recht jungen Bäume stehen daher nicht allzu dicht und so kommen wir durch das knietiefe Gras zügig vorwärts.

Es ist noch ein halber Kilometer bis nach Haag. Doch dafür müssen wir erstmal die „Drogerie“ überqueren. So nennen wir das gewaltige Springkrautfeld nordwestlich von Gutenstetten. Es zieht sich zwischen den Ausläufern des Steigerwalds bis nach Münchsteinach und darüber hinaus bis Mönchsberg und Abtsgreuth.

Das Indische Springkraut ist ein weiterer Neophyt, der im 20. Jahrhundert in diese Region eingeschleppt wurde. Nach dem Großen Fieber konnten sich solche Arten ungehindert ausbreiten und die einheimische Vegetation verdrängen. Der Gestank dieser Pflanze bewegt sich zwischen einem billigen Parfüm und einer verwesenden Leiche. Ich drücke instinktiv

meinen Ärmel unter die Nase, was kaum hilft. Elias strafft sein Halstuch und benutzt es als einen primitiven Luftfilter vor dem Mund. Doch letztendlich bleibt uns nichts anderes übrig, als den aufdringlichen Geruch zu ertragen.

Nach einer Weile erreichen wir die Uferböschung der Steinach und steigen in das Wasser. Jetzt im Sommer reicht es uns nur bis zu den Knien. Dahinter klettern wir den steilen Hang hoch und stecken vorsichtig die Köpfe aus dem Gebüsch. Die Nordweststraße nach Münchsteinach ist menschenleer.

Hier können wir den ersten Blick auf unsere Siedlung werfen. Gutenstetten steht unter einer dichten schwarzen Rauchwolke. Wir erkennen nicht viel, doch wir entdecken weitere Rauchschwaden in südwestlicher Richtung - über Diespeck und Neustadt. Es fühlt sich wie eine koordinierte Invasion an.

Die Demarkationslinie zu der „Allrussischen Sphäre“ verläuft seit zwanzig Jahren östlich von hier, weniger als eine Stunde mit dem Auto entfernt. Doch da es in den letzten Jahren so ruhig geworden war, ließ unsere Wachsamkeit nach. Mit einem slawischen Überfall auf das Frankenland rechnete niemand mehr. Eine Fahrlässigkeit, die sich nun rächte.

Während wir dort stehen und leise schluchzend auf die brennende Siedlung starren, denken wir nicht über Grenzverläufe nach. Nur unsere Fäuste ballen sich verbissen. Alles, was wir kennen und alles, was wir lieben, scheint in diesem Augenblick verloren.

Elias presst seine Hände gegen den Mund, als wolle er einen Schrei unterdrücken. Ich sinke nur in den Staub und begrabe meinen Kopf zwischen den Knien.

Dritte Regel: Liebe nicht zu stark, denn dein Leben wird immer Verlust bleiben. Sei stets bereit, jemanden zu verlieren.

Claudia reißt wütend die Pistole aus dem Halfter und prüft den Clip. Die Machtlosigkeit unserer Lage muss sie in Raserei versetzen. Sie ist der entschlossenste Mensch, den ich kenne.

„Es nützt nichts!“, faucht sie schließlich. „OK? Wir können nichts tun! Los! Macht hinne! Los!“

Meinen Schmerz ignorierend, zerrt sie mich auf die Beine und verschwindet vor unseren Augen im Springkraut-Dickicht. Was sonst können wir tun, außer Claudia folgen?

„Alba-Èireann“, sage ich leise und wische mir wütend die Tränen aus dem Gesicht.

„Alba-Èireann“, flüstert Elias mit brüchiger Stimme.

Claudia tut gut daran, uns von der Straße wegzuführen. Nur zwei Minuten später hören wir Motorengeräusche und mehrere gepanzerte Fahrzeuge fahren im Eiltempo vorbei.

Die Straßen zwischen unseren Siedlungen räumten wir frei. Bereits vor zwanzig Jahren schoben wir sämtliche Autowracks in den Straßenrand. Seitdem reinigten wir regelmäßig auch den zunehmend brüchigen Asphalt von Unkraut. Das erleichterte im NEA-Wohn-Cluster den Erntetransport und den Handel zwischen den Siedlungen. Sicherlich dankten die Russen uns so viel Fleiß.

Nach etwa hundert Schritten stoßen wir im Dickicht des stinkenden Springkrauts auf den ersten Sonnenkollektor. Er ist dicht bewachsen und gänzlich unsichtbar unter einer üppigen Schicht aus Moos und Schlingpflanzen. Die Anlage besteht aus mehreren hundert Einheiten, die ein symmetrisches Feld bilden.

Wir können zwar die einfachen Werkzeuge der Grellzeit verwenden, doch die anspruchsvollen und ausgeklügelten Geräte der Honks bringen wir nur selten zum Laufen. So sind sie zumeist nur stum-

me, rostende Zeugen einer Zukunft, die nie eingetreten ist.

Hinter der Solaranlage steht der Gutshof von Haag. Der alte Anton bewirtschaftet es. Er hatte sich immer geweigert, mit uns in der Siedlung zu wohnen. Hier oben hatte er sein gesamtes Leben verbracht.

Ich beiße die Zähne zusammen. Nicht nur des stechenden Schmerzes wegen, der sich bei jedem Schritt meldet. Mit Anton verbindet mich eine finstere Vergangenheit. Ich schlucke meinen Hass herunter und humpele weiter. Nicht zum ersten Mal.

Entlang der Fassade des Hauptgebäudes brechen sich die Strahlen der aufgehenden Sonne. Wir ducken uns zwischen den Solar-Kollektoren und pirschen uns eilig zum Eingang.

Claudia hält ihre Pistole im Anschlag. Es ist die einzige Waffe, die wir besitzen.

Leise geduckt verschwinden wir nacheinander in der offenen Eingangstür. Zuerst schleichen wir uns vorbei an der Holzterrasse, die ins erste Stockwerk führt. Dort oben ist Antons Schlafzimmer. Ich fühle mich, als hätte jemand meinen Magen ausgewrungen.

Aus der Küchentür am Ende des Ganges dringt Tageslicht. Wir hören zwei Stimmen. Sie plaudern angeregt auf Russisch und lachen gutgelaunt.

Claudias erhobene Hand bedeutet uns, stehen zu bleiben und bereit zu sein. Einige Sekunden sammelt sie ihre Gedanken. Dann tritt mit kalter Entschlossenheit in die Küche. Wir drängen uns hinterher.

„Lass die Hände auf dem Tisch!“, höre ich sie schreien, noch bevor ich selbst den Raum betrete.

„Ich sagte die Hände auf dem Tisch lassen“, schreit sie weiter und schießt zwischen den beiden Soldaten hindurch. Die Kugel bohrt sich in eine hölzerne Wandverkleidung.

Die Iwans sitzen in entspannten Posen auf den Holzstühlen. Einer von ihnen hatte die Füße auf dem Tischrand gelegt und schneidet mit dem Messer einen Apfel in zwei Hälften. Der andere füllt ein Glas mit Antons berüchtigtem Weizenkorn.

Ihre Gesichter erstarren für einen Augenblick. Sie schielen zu den eigenen Waffen, die sie ungünstig hinter sich auf dem Küchentresen abgelegt haben. Es sind zwei Kalaschnikows, die nur auf uns warten.

„No Stress“, sagt einer von ihnen mit starkem russischen Akzent. „No Stress, Djewuschki.“

„Ich zeig dir *Djewuschki*“, wiederholt Claudia und verzieht den Mundwinkel. „Worauf wartet ihr? Schnappt euch die Kalaschs.“

Damit sind wir gemeint. Tekla greift nach den Waffen, doch statt sie zu behalten, wirft sie abwechselnd Elias und mir jeweils eine zu.

„Elias, geh in das Obergeschoss und versichere dich, dass nicht noch mehr da sind!“, befiehlt Claudia. „Und du, Kyra, geh hinaus und mach eine Runde um das Haus. Und behalte die Straße im Blick.“

Ich hänge mir die Waffe über die Schulter. Im Rausgehen schnappe ich mir eine Küchenrolle und ein gemustertes Stofftuch.

Vor der Küche sehe ich Elias leise die Treppe hochsteigen, das Maschinengewehr im Anschlag.

„Elias“, flüstere ich. „Sei vorsichtig.“

Er nickt nur stumm.

Ich trete hinaus und umründe das Haus. Auf der Straßenseite des Anwesens, geflutet in den heiteren Strahlen der Morgensonne, mache ich einen grausigen Fund.

Der alte Anton liegt hier auf dem Bauch, umgeben von einer Pfütze aus Blut. Ich drehe ihn auf den Rücken und verziehe dabei unbewusst das Gesicht. Er war den

Russen kaum eine Kugel wert, weshalb sie ihn mehrfach abstachen.

„Geschieht dir recht, Dreckskerl“, flüstere ich und spucke ihn an.

Unweit von Antons Leiche setze ich mich auf die Reste einer eingestürzten Scheunenwand. Hinter mir bilden langsam dahinrostende Landwirtschaftsmaschinen eine stumme Kulisse.

Hier kann ich die Straße im Auge behalten. Ich lehne die Kalaschnikow gegen einen Betonpfeiler und knöpfe meine Hose auf. Vor Schmerzen zischend stehe ich auf und ziehe sie bis zu den Knien herunter. Aus der Küchenrolle reiße ich eine Armlänge Papier und reinige damit die Wunde ein wenig. Leider liegt die Verletzung so ungünstig, dass ich sie nicht mit den eigenen Augen sehen kann.

Anschließend lege ich einen weiteren Knäuel aus dem Küchenpapier unter meine Pobacke und den Oberschenkel und binde es mit dem Küchentuch fest.

„Ich verpasse immer die geilsten Sachen“, erklingt hinter mir die Stimme von Elias, der zweifelsohne einen vorzüglichen Blick auf meinen nackten Arsch erhascht.

„Idiot“, brumme ich und ziehe die Hose wieder hoch. Sie hat zwar nur ein kleines Loch im Stoff davongetragen, ist dafür aber stark mit klebrigem Blut durchtränkt.

„Wie schlimm ist es?“, fragt Elias, während er näher kommt. Im nächsten Augenblick erkennt er die Leiche. Er wendet sich rasch ab.

„Ich werd's überleben“, brumme ich.

Doch dafür gibt es keine Garantie. Ich mache auf hart und tue so, als sei das nur ein Kratzer. Vor dem Großen Fieber, da gab es gegen alles ein Mittel. Antibiotika für Bakterien, Antikörper für Viren.

Danach sah die Sache ganz anders aus. Unsere Kindersterblichkeit liegt bei mindestens 30% und kleine Verletzungen, die

man sich auf dem Feld oder bei der Arbeit mit Geröll zufügt, enden immer wieder tödlich. Wundfieber und rätselhafte Krankheiten, die von einem Kratzer ausgehen, sind nicht selten. Albert pflegte uns Kindern zu sagen: „Wen nicht das Große Fieber und die Aggros dahingerafft haben, den erwischt die Sepsis.“

Impfstoffe oder Medikamente gegen Ansteckungen gibt es in unserer Gegend seit Jahren nicht mehr. Das beste Mittel, das wir in solchen Situationen besitzen, ist Alkohol und gelegentlich das Feuer.

Elias hat denselben Gedanken.

„Du solltest es mit Antons Schnaps desinfizieren. Ich bleibe hier und halte Wache.“

Ich betrete wieder das Haus.

Eine unscheinbare Holztür direkt gegenüber dem Eingang steht jetzt offen. Eine steile Treppe führt dort in den dunklen Keller. Ich sehe kurz hinein und erkenne den schmalen Hintern der ächzenden Tekla, die rückwärts die Stufen hochsteigt und einen sperrigen Vakuumtank mit sich zieht.

Ich kenne solche Geräte. In derartige Behälter kann man etwas hereinlegen und dann mit Hilfe eines vorhandenen Mechanismus im Inneren einen luftleeren Zustand herstellen.

Nach dem Großen Fieber, als alles verfiel und verrottete, erlaubten diese Container Cargo makellos für spätere Jahre aufzubewahren. Zumindest so lange, bis die Dichtungen korrodierten. Oft trugen die Kästen eine grelle Farbe, vorzugsweise gelb, wie eine Gummiente. Doch jenes Futtermittel, das Tekla ans Tageslicht zerrt, ist pechschwarz und mutet unheilvoll an.

„Brauchst du Hilfe?“, frage ich. Sie grunzt nur etwas unverständlich.

Ich betrete wieder die Küche. Die Russen sitzen noch immer auf den Stühlen, sind nun aber mit Wäscheleinen verschnürt.

„Haben sie was gesagt?“

„Irgendwas über ihre Verbände am Kaukasus und die arabische Armee. Ich habe immer nur *Kawkaz*, *Kawkaz* verstanden.“

Einer der Russen lacht laut auf.

„*Eto ne tvoja problema. Wy dvoje slischkom stary dlja nas.*“

„Was hat er gesagt?“, wundert sich Claudia mit gerunzelter Stirn.

„Dass wir zu alt sind“, sage ich ausdruckslos.

Die beiden Männer blicken sich hämisch an. Wären ihre Hände frei, sie hätten sich vermutlich euphorisch abgeklatscht. Es ist erstaunlich, wie wenig sie uns ernst nehmen.

„Was machen wir hier nur?“, geht mir durch den Kopf.

„*Pussy!*“, ruft der Soldat belustigt aus. „*Pussy Riot!*“

Mit einer äußerst sparsamen Handbewegung nimmt Claudia ihre Pistole vom Tisch und schießt den Männern durch den Schädel. Beide Schüsse erklingen weniger als eine halbe Sekunde auseinander. Die toten Köpfe der Soldaten klappen nach vorne, als hätte ein Zauberer sie in den Schlaf hypnotisiert.

Ich zucke instinktiv etwas zusammen, bleibe aber gefasst – gleichgültig geradezu.

Wir wissen, dass die fremden Armeen nicht nur deshalb gekommen sind, um unsere Kornvorräte und Speisekammern zu plündern. Ihr Durst nach Kindern und Jugendlichen, die sie in ihr eigenes Hinterland verschleppen, ist berüchtigt. Sie brauchen Soldaten und jene, die im Stande sind, Soldaten zu gebären. Auch ein Kaff wie Gutenstetten ist ihnen all diesen Aufwand wert. Darum geben sie sich solche Mühe, jede Siedlung einzeln zu stürmen, anstelle alles nur mit ihrer Artillerie plattzumachen. Sie brauchen die *human resources*. Vorzugsweise unversehrt.

Wir wissen, dass es den Russen bei Todesstrafe verboten ist, Mädchen oder Frauen unter dreißig zu vergewaltigen. Wer dagegen verstößt, erhält an Ort und Stelle den Kopfschuss seines Offiziers.

Frauen über dreißig gelten allerdings als Freiwild für die plündernden Horden. Darum zucke ich kaum mit der Wimper, als Claudia die Männer in der Küche erschießt. Für uns beide lag die Dreißig längst im Rückspiegel. Wir können uns denken, wozu diese Typen fähig sind, oder was sie bei ihrem Feldzug bereits getan haben.

Draußen vor dem Eingang stolpere ich fast über Tekla. Sie hatte das schwarze Futteral vor den Haupteingang verfrachtet. Nun dreht sie an mehreren Verschlüssen. Ein kurzes Zischen erklingt.

Claudia bleibt hinter mir stehen und klopft mir auf die Schulter.

„Komm mit“, sagt sie.

Im Vorraum deutet sie auf die Treppe, die zuvor Elias hochgegangen war.

„Geh nach oben und finde ein Bett. Ich bin gleich da.“

Als ob ich nicht wüsste, wo hier das Bett ist, denke ich angewidert. Doch dies ist kein Zeitpunkt für meine unbehaglichen Erinnerungen.

Mit leisem Ächzen kämpfe ich mich die Treppe hoch. Die erste Tür führt in Antons kleines Schlafzimmer. An den Wänden hängen irgendwelche vergilbten Poster von Popstars, die in Antons Jugend angesagt waren. Ich tippe auf die 80er oder 90er des Zwanzigsten Jahrhunderts. Ansonsten ist es noch immer ein schlichter, schmuckloser Raum.

Ich verdränge meine Jugenderinnerungen und setze mich auf das Bett. Die alten Sprungfedern ächzen abgeschmackt. Ich schnüre die Wanderschuhe auf und beginne die Hose auszuziehen.

Bald kommt Claudia dazu. Sie schließt die Tür zu. Unter ihrem Arm klemmt die

Kornflasche, während sie einen alten Holzkasten neben mich aufs Bett legt. Die Truhe ist gefüllt mit Gaze und einfachem medizinischen Zubehör.

„Mach die Beine breit“, sagt sie gewohnt schroff.

In einer anderen Situation wäre dies vermutlich der Anlass für allerlei spaßige Erwidierungen. Wie ich da vor ihr auf dem Rücken liege, mit schmutzigen Socken, nackten Beinen und angewinkelten Knien, die ich bereitwillig auseinanderziehe. Doch weder Claudia noch mir ist nach Witzen zumute.

Sie gießt ausgiebig das hochprozentige Getränk auf ein Wattedpad und beginnt damit die Wunde zu desinfizieren.

Zwar muss ich nicht schreien, doch ich verdrehe die Augen und verkrampfe meine Hände an den Bettpfosten.

„Wieso bist du am Leben?“, fragt mich Claudia unbeeindruckt.

„Ich weiß nicht, was du meinst“, antworte ich verkrampft, überwältigt von dem Brennen.

Claudia öffnet ein Papiertütchen mit einem weißen Pulver, das sie auf die Klinge eines Skalpells verteilt. Sie packt meine Kniekehle und drückt sie mir tiefer zum Kopf, so dass sie besser an die Wunde ran kommt. Sie verstreut dort das Pulver. Anschließend wickelt sie einen Verband um meinen Oberschenkel.

„Du hattest die Axtpflicht. Nachdem der Iwan durchgebrochen war, erkannte ich in den Trümmern des Strafbau zerfetzte Menschenreste und sah dort die Axt. Ich dachte, du seist tot. Doch dann fand ich dich fünfzig Meter weiter unter einem Stück Wellblech.“

„Ich hatte Liv die Axt gegeben“, gestehe ich. Es ist unter meiner Würde, in dieser schrulligen Körperhaltung irgendwelche Ausreden zu erfinden.

„Das ist ein Vergehen, auf das Strafe steht“, erklärt Claudia.

Ich lasse etwas genervt den Kopf auf das Kissen hinter mir fallen.

„Der Iwan hat unser Dorf weggepustet, Claudia. Es ist niemand da, der jemanden bestrafen kann.“

„Ich bin da“, sagt sie und bindet die beiden Enden des Verbands zu einem Knoten zusammen. „Nur weil unsere Gemeinschaft eine Niederlage erlitten hat, bedeutet nicht, dass alle Gesetze und Regeln auf der Müllkippe landen sollten.“

„Was willst du machen?“, schnauze ich sie an. „Mich übers Knie legen?“

Der Schmerz macht unwirsch.

„Das habe ich mir noch nicht überlegt“, erwidert Claudia trocken und richtet sich auf. Sie wischt den Schweiß von der Stirn und fährt mit der Hand über das kurze Haar. Auf dem Nachttisch steht eine Emailleschüssel mit frischem Wasser. Claudia beugt sich vor und spült mit lautem Plätschern ihr Gesicht ab.

„Aber ich würde es nicht ausschließen“, fügt sie schließlich an.

Ich starre stumm auf die Schüssel. Der alte Anton hatte sie vermutlich heute Morgen mit frischem Wasser gefüllt und nun liegt seine verfluchte Leiche zehn Schritte vor dem Haus. Was soll nur aus uns werden?

„Wasch dir hier das Blut aus der Hose raus“, sagt sie und sammelt die restlichen Verbandssachen ein.

Als ob sie mir das sagen müsste. Angesichts meiner vierunddreißig Jahre finde ich ihre Bemutterung leicht übertrieben.

Fünf Minuten später trete ich vor das Haus. Die Wunde zwickt noch immer ganz schön, aber der feste Verband verschafft Linderung.

Tekla legt gerade mit einer beherrzten Bewegung den letzten Inhalt des Vakuumtanks auf den Boden. Eine große Schachtel mit Tampons. Die weißgrüne Verpackung ist sauber und intakt, als sei sie gerade aus

einem Regal im Supermarkt entnommen worden.

Doch mein Blick gilt den Waffen. Vor uns liegen fünf Pistolen des Modells SIG Sauer P320, zwei SIG-550-Sturmgewehre, ein G22-Scharfschützengewehr samt Zielfernrohr. Dazu ein Stapel dazugehöriger Munition verpackt in entsprechende Clips.

Die luftleere Aufbewahrung hatte die Waffen in einem hervorragenden Zustand erhalten. Da sind kein Rost und kein Verschleiß zu sehen. Es mutet wie eine Zeitreise in eine Waffenkammer des späten 20. Jahrhunderts an.

Ebenso entdecke ich fünf kugelsichere Westen, fünf KM2000-Armeemesser, kleine Rucksäcke und Schultertaschen, zwei Feldstecher, mehrere Pistolenhalter, Schutzbrillen, ein Nachtsichtgerät, Schlagringe und - zu meiner unverhüllten Überraschung - ein paar Tonfa-Stöcke! Elias und ich legen die zuvor erbeuteten beiden AK-103 dazu.

Tekla zählt gedankenversunken die 35mm-NATO-Patronen für die SIG-550, während Claudia gerade aus dem Haus kommt und vier Clips der M43-Patronen für die Kalaschs auf die Decke legt. Sie hatte sie den beiden toten Männern abgenommen.

„Wann habt ihr das alles gebunkert?“, fragt Elias mit halb offenem Mund. Der Anblick von Waffen versetzt ihn in leichte Euphorie. Als ob nun irgendetwas besser werden sollte.

„Vor elf Jahren, zu meinem achtzehnten Geburtstag“, erklärt Tekla.

„Ich hatte gehofft, dass wir sie niemals aufmachen müssen“, sagt Claudia.

„Hey!“, ruft Elias und greift nach einer kleinen Box. „Eine solare Fotokamera!“

Sogar ich kann mir ein Lächeln nicht verkneifen. Ohnehin freut es mich, dass Elias trotz der Umstände so gefasst ist. Er ist der Benjamin. Mit seinen siebzehn Jahren ist er ein post-apokalyptisches Kind,

das nie ein anderes Leben gekannt hatte, als unsere Siedlung. Ich vermute, dass sich der wahre Schock über die Ereignisse der letzten Stunden erst in den kommenden Tagen einstellen wird.

Claudia mustert seine Füße. Er trägt die orangefarbenen Sneakers, die er vor einigen Monaten bei einem Streifzug durch Herzogenaurach entdeckt hatte und auf die er so stolz ist.

„Schau nach, ob einer der beiden Toten deine Größe hat“, fordert Claudia ihn auf.

Sie hat recht. Wir drei Frauen tragen hervorragendes Schuhwerk für weite Strecken. Seine Schuhe mögen sich für den Sportplatz und für die Tanzfläche eignen, doch in dieser Welt aus Geröll, Abfall und Sumpf werden sie nicht lange halten. Außerdem lockt das grelle Orange alles an, das nicht farbenblind ist.

Unverzüglich fangen wir an, den Inhalt der Kiste unter uns aufzuteilen. Tekla greift wortlos nach dem G22. Sie ist die Meisterschützin der Siedlung, für sechs Jahre ungeschlagen. Sie schnappt sich auch eine der Pistolen und beginnt dazu die passende Munition zusammenzustellen.

Claudia wirft mir einen der kleinen Rucksäcke zu und reicht mir eines der beiden SIG-550-Sturmgewehre. Ich erhalte ebenso eine der Pistolen und einige Magazine dazu. Schließlich drückt sie mir die beiden Tonfa-Stöcke in die Hand.

Ich hatte die letzten Jahre viel mit allerlei Waffen trainiert. Am Ende vernarrte ich mich ein wenig in Tonfa-Stöcke. Ich mochte ihre Form, wie sie in den Händen lagen und wie sich ihr Einsatz durch die Art, wie ich sie hielt und schwang, komplett verändern konnte.

Ich befühle kurz die Griffe und schiebe die beiden Holz Waffen durch die Klettverschluss-Schlaufen entlang des Rucksacks.

Elias bekommt die AK-103 und eine Pistole. Claudia behält das zweite SIG-550

und wirft sich schließlich auch die übriggebliebene AK-103 über die Schulter.

„Bevor wir entscheiden, was wir tun“, erklärt sie in die Runde, „müssen wir herauszufinden, wie die Lage im Ort ist.“

Alle verstehen, was sie meint. Wir sind bereit zurückzugehen.

„Wir müssen verdammt vorsichtig sein“, fährt Claudia fort. „Das hier ...“, sie deutet auf die Waffen in unseren Händen, „Das hier ist, um zu überleben. Das ist nicht, um dort unten jetzt eine Schlacht anzuzetteln. Bleibt also schön cool.“

Wir nicken zustimmend. Dann wenden wir uns nach Gutenstetten und brechen auf.

* * *

Wir liegen auf den Bäuchen, Claudia, Tekla, Elias und ich. Der Wind streicht kühlend über unsere verschwitzten Rücken. Die Ähren des Weizenfeldes tanzen sanft. Wir haben sie gesät, doch jemand anderer sollte nun ernten.

Die Soldaten halten sich keine einhundert Meter entfernt auf. Sie bleiben mit ihren Jeeps und einigen schrottreifen alten Lastwagen auf der Wiese zwischen Gutenstetten und Reinhardshofen stehen.

Ich kann auch ohne Fernglas diese müden unausgeschlafenen Augen der Männer erkennen. Und doch ist ihre Laune hervorragend. Sie fühlen sich siegreich. Sie lachen. Sie packen Brote aus und schneiden sie mit den Messern durch.

Nach einer Weile hält eine Kolonne aus Lastwagen am Wiesenrand. Auf der Ladefläche sitzen unsere Leute. Es sind allesamt Kinder und junge Frauen. Wir sehen Frank, Karla, Nikky, Michael und Tanja, die ich am Vorabend noch alle beim Neumondritual sah. Die Russen haben ihnen die Hände vor dem Bauch gefesselt und ihre Hälse mit einem Seil zusammengebunden, so dass sie nur in einer Reihe

marschieren können. Die zweite Menschenraupe besteht aus acht Frauen zwischen sechzehn und dreißig. Natürlich erkennen wir sie alle. Mit Marla hatte ich erst gestern gesprochen und die neunzehnjährige Antonia spielte bei unseren sonntäglichen Treffen immer das einzige noch funktionierende Klavier, das es im Umkreis von mindestens zehn Kilometern gab.

Wir starren stumm hin, die Herzen fest ergriffen von aufwühlenden Gefühlen. Es gibt nichts, das wir unternehmen können. Nur der Zorn in unseren Bäuchen frisst sich seinen Weg durch die Eingeweide. Mit zugeschnürter Kehle senke ich meinen Kopf und reibe mir die feuchten Augen wütend gegen den Ärmel.

Die Kinderschar beginnt den Marsch Richtung Reinhardshofen. Ich nehme an, dass die Russen da übergangsweise ein Sammellager errichtet haben. Man wird sie dort verladen und tief in das Hinterland der Allrussischen Sphäre bringen. Die Jungs bildet man zügig zu Soldaten für die arabische Front aus, die Mädchen werden zu Müttern, um neue Soldaten zu produzieren. So erzählt man es zumindest.

Ich sehe kurz neben mich. Elias hat sein Gesicht in den Armen vergraben und schluchzt leise.

„Besser, du schleichst dich langsam zurück“, flüstere ich. „Nur paar Meter, bis wir nachkommen.“

Er schnäuzt sich leise und schüttelt trotzig den Kopf.

Um die zweite Schar entbrennt plötzlich eine hitzige Diskussion. Mehrere Russen stehen um eine Frau herum und streiten heftig. Zwischen den Sätzen greifen sie ihr nach den Schultern und rütteln sie.

Ich lege den Feldstecher an und schirme mit der Hand die Linsen ab. So vermeide ich, dass jemand Lichtreflexe im Feld entdeckt.

„Es ist Miriam“, zische ich. Es ist nicht schwer, die Situation zu verstehen. Sie ist älter als ich, hat aber dieses kindliche Gesicht, wegen dem sie deutlich jünger geschätzt wird. Vermutlich ließ sie sich mit den Mädchen gefangen nehmen, doch nun kamen bei den Soldaten Zweifel auf.

Am Ende greift der Offizier zum Messer und schneidet sie von ihrer Sklaveneine frei. Er packt sie am Oberarm und stößt sie zur Seite. Sie strauchelt und fällt in das hohe Gras. Ich sehe durch den Feldstecher deutlich das schmutzige, verheulte Gesicht, doch auch die Entschlossenheit in ihren Augen.

„Miriam!“, flüstere ich, ohne es selbst zu merken.

Ein anderer Soldat bindet die durchgeschnittenen Seile wieder zusammen und auch die zweite Schar setzt sich in Bewegung, jeweils am Anfang und am Ende bewacht. Diese Frauen mochten der Vergewaltigung durch die Soldaten entgangen sein, doch ich bezweifle, dass ihr Schicksal hinter der Demarkationslinie ein allzu besseres werden sollte.

Der Offizier stellt Miriam grob auf die Beine und zieht sie vom Lager weg. Einige der Soldaten rufen ihm fröhlich etwas hinterher. Doch er zeigt ihnen kurz den Mittelfinger, ohne sich auch nur umzusehen.

Besorgt beobachte ich, dass er zunehmend in unsere Richtung kommt. Miriam stolpert etwas apathisch hinter ihm her, doch plötzlich gerät da Leben in sie und sie windet sich aus seinem Griff. Er packt sie an den Haaren und schlägt ihr mit der Faust in den Magen. Sie klappt zusammen und keucht nach Luft. Unaufhaltsam zerrt er sie immer weiter, bis sie den Feldrand erreichen, keine zehn Schritte neben uns.

Wir verlieren sie aus dem Blick, denn der Offizier schleppt sie immer tiefer in das Weizenfeld hinein. Wir hören nur Miriams klagende Stimme, das bettelnde Flehen. Worte so schlicht, Bitten so direkt,

dass es mir schwerfällt, sie einfach so hinzuschreiben.

Ich weiß zwar nicht mehr, woran ich damals dachte, als ich deutlich hören konnte, wie der Soldat sie im Schutz der Kornähren zu Boden stieß, gewaltsam ihre Kleidung aufriss und sie schlug.

Heute denke ich an die Worte von Margaret Atwood, die ich von Albert gelernt hatte: *„Warum fürchten sich Männer vor Frauen? Weil sie Angst haben, ausgelacht zu werden. Warum fürchten sich Frauen vor Männern? Weil sie Angst haben, getötet zu werden.“*

So simpel. Verfluchte Natur, die uns einen schwächeren Körper gab, der uns zu verlieren zwingt, wenn am Ende des Streits keine Worte übrig blieben.

Ich sehe ratlos zu den Gefährtinnen, nur um festzustellen, dass Claudia verschwunden ist.

Mein Blick trifft sich mit dem von Tekla. Sie zuckt nur unmerklich mit den Schultern.

Hastig krieche ich einige Meter rückwärts. Die beiden folgen mir.

Wir schleichen uns durch den Weizen immer näher heran. Anfangs höre ich Miriam schluchzen. Dann erstickt ihre Stimme. Doch ich kann deutlich vernehmen, wie sie verängstigt durch die Nase atmet.

Bald können wir sie hinter einem wankenden Schleier aus Weizenähren entdecken. Miriam liegt auf dem Bauch, die Hose bis zu den Knien heruntergezogen, begraben unter dem Offizier, der fest seine Handfläche gegen ihren Mund presst.

Stumm verfolgen wir die unregelmäßigen Zuckungen des weißen Hinterns. Ich erblicke die SIG Sauer in Teklas Hand und schüttle unmissverständlich den Kopf.

Meine Augen suchen nach Claudia. Endlich entdecke ich ihr Gesicht, während es langsam die Weizenstängel beiseite

drückt, beinahe so als tauche sie aus dem Wasser auf.

Der Atem stockt in meiner Brust. Ich erkenne das Messer in ihrer Hand. Claudia legt in geduckter Haltung den Unterarm um den Hals des Iwans und reißt ihn mit dem gesamten Körpergewicht zurück. Sie hält dabei die Handfläche gegen seinen Mund gepresst, während sie ihn mit dem KM2000 mehrfach in die Seite sticht.

Gelähmt von dem grausigen Anblick, starre ich auf den hin und her peitschenden Schwanz des Mannes. Sein Torso windet sich unter Claudias Griff. Die Hose hängt ihm hinderlich zwischen den Knien. Er ist ihr körperlich sicherlich überlegen, doch in diesem einen Augenblick hat sie sämtliche Vorteile auf ihrer Seite.

Das Messer erreicht endlich den Hals des Mannes und durchbohrt ihn mehrmals. In all der kurzen Zeit liegt Claudia unter ihm begraben und drückt seinen Hinterkopf gegen ihre Brust. Eine Weile schlägt der Offizier unkontrolliert mit den Armen herum, ohne sie zu erreichen. Für einen Moment sieht es aus, als könnte er sich doch noch befreien. Mit beiden Händen packt er ihr Handgelenk und zieht es mit verzerrtem Gesicht beiseite.

Aber die Stiche gegen den Hals zeigen bereits Wirkung. Seine stummen Befreiungsversuche lassen zunehmend nach. Das spritzende Blut verteilt sich über die umliegenden Weizenähren und läuft an ihnen entlang in die Erde.

Die Arme des Mannes erlahmen schließlich endgültig, die Lunge pfeift nur noch leise und aus dem Mund sprudelt Blutschaum. Nur wenig später ist er tot.

Ich weiß nicht warum, aber plötzlich muss ich an dieses alte Lied denken, das „Ein Bett im Kornfeld“ hieß. Das menschliche Gehirn spielt gelegentlich seltsame Streiche.

Alles das geschieht mit gewissem Lärm und einem hektischen Rascheln, das unter

anderen Umständen äußerst verdächtig klänge. Doch für die Soldaten am Rande des Feldes ist das nur eine vertraute Geräuschkulisse, passend zu einer Vergewaltigung am späten Vormittag.

Tekla robbt über die plattgewalzte Lichtung und zieht die Leiche von Claudia herunter.

Miriam rollt sich wimmernd auf die Seite und klemmt einem Embryo gleich die Hände zwischen die Schenkel.

Elias und ich greifen nach ihren Oberarmen und zerren sie hoch.

„Miri, wir sind es!“, flüstere ich und ziehe hektisch an ihrer Hose. „Wir müssen hier weg!“

Schnell nehmen wir sie zwischen uns und schleifen sie durch den Weizen, selbst der Panik recht nahe. Nach einigen Metern kommt Miriam etwas mehr zur Besinnung und kann allein weiterkriechen. Es dauert nicht lange und unser Robben verwandelt sich in ein geducktes Laufen.

Wir alle fühlen die Gefahr im Nacken. Es mag nur eine Frage von Sekunden, höchstens einer oder zwei Minuten sein, bis die Soldaten die verdächtige Stille im Feld wahrnahmen. Weitere dreißig bis sechzig Sekunden, bis sie das Blutbad auf der niedergetrampelten Lichtung entdecken. Hinzu kommt, dass das Feld hier einen kleinen Hang bildet. Würde einer der Soldaten wirklich aufmerksam nach Norden blicken, er könnte unsere davon eilenden Umrisse im Feld ausmachen.

Schwer atmend erreichen wir schließlich den oberen Rand des Hangs. Jetzt wagen wir es, uns aufzurichten und rennen auf den noch so fernen Waldrand zu.

Unten bricht aufgeregtes Geschrei aus. Die Soldaten haben ihren toten Vorgesetzten entdeckt. Jemand feuert wütend eine Maschinengewehrsalve durch das Feld. Die Kugeln pfeifen zwar in Hörweite, passieren uns aber in sicherer Entfernung.

Dann hören wir die Motoren der Jeeps. Sie fahren den Hang hoch, quer durch das Feld. Die Russen brauchen nur der Schneise zu folgen, die unsere Körper erzeugen.

Die gesamte Laufstrecke beträgt über achthundert Meter. Die Hälfte liegt bereits hinter uns. Doch wir rennen mit Verbrennungsmotoren um die Wette. Jetzt ist mir klar, weshalb uns Claudia befahl, die schweren Waffen am Waldrand zu verstecken.

Ein Blick über die Schulter offenbart mindestens fünf Jeeps, die sich ihren Weg durch das Weizenmeer bahnen und dabei holprig auf und ab springen, als ritten sie auf einem Wellengang.

Sie sind kaum dreihundert Meter entfernt, als wir die ersten Gebüsche und unsere versteckten Sachen erreichen.

Claudia wirft der schwer atmenden Miriam das AK-103 zu. Sie zieht die übrige kugelsichere Weste aus ihrem großen Rucksack und reicht sie Elias, der sogleich beginnt, Miri in mit dem Anziehen zu helfen.

„Tekla!“, bellt Claudia.

Mehr muss sie nicht sagen.

Tekla schultert bereits ihr Präzisionsgewehr und starrt durch das Zielfernrohr. Sie feuert einen Schuss ab, der aber nicht trifft.

Zwar sind die Jeeps vor uns wie in einer Schießbude aufgereiht, doch die Bedingungen stehen nicht zu unserem Gunsten. Wir haben fast einen Kilometer Spurt hinter uns, atmen schwer und fühlen das Zittern der Hände. Und das Gewehr wiegt über acht Kilogramm.

Doch dies ist Tekla Rimbald und ich habe gesehen, wie sie Ziele traf, die ich kaum mit bloßem Auge ausmachen konnte.

Claudia tritt direkt vor sie und verstopft sich mit Zeigefingern die Ohren. Tekla zieht eilig den Kammerstängel

zurück und legt den Lauf der Waffe auf Claudias Schulter.

Der Schuss kracht. Ich wende meinen Blick zu den Verfolgern. Einer der Fahrer klappt zur Seite, während sein Fahrzeug seitlich zu driften beginnt. Er stößt mit einem anderen Jeep zusammen, was zu allerlei Chaos führt.

„Nochmal“, bellt Claudia. Sie sieht sich kurz um. „Was trödelt ihr hier herum? Verschwindet im Wald! Wenn wir uns nicht finden, treffen wir uns am Landschaftssee.“

Wir tun wie befohlen, während hinter uns der nächste Schuss kracht. Inzwischen feuern die Russen zurück, doch aus den fahrenden Jeeps zielen sie miserabel und die Kugeln fliegen hoch über unseren Köpfen in die Baumkronen hinein.

Im Wald fühlen wir uns sicherer. Doch dieses Gefühl ist trügerisch, denn die Dichte des Gestrüpps sorgt auch hier dafür, dass ein mittelmäßiger Fährtenleser leicht unserer Spur folgen kann. So gilt es, weiter zu hasten, viele Bäche zu kreuzen und zu hoffen, dass die Russen im Wald so mühsam vorankommen, dass sie schließlich aufgeben.

In der Grellzeit wurde der Steigerwald derart abgeholzt, dass er auf einer Landkarte wie eine dürre Spinne aussah, gequetscht zwischen in Gülle getränkte Felder.

Ohne Menschen kehrte der Wald seit Jahren unaufhaltsam zurück. Es waren jedoch weniger neue Bäume, die hier wuchsen, als dichtes, teilweise undurchdringliches Gestrüpp aus Sträuchern und Gebüsch, nicht selten viele Meter hoch.

Doch das sollte unser Vorteil sein. Wir kennen natürlich jeden Busch hier und so wissen wir, wie man durch den Wald läuft, ohne sich ständig in Dornen und Brombeeren zu verfangen. Für russische Soldaten, mit dem Terrain nicht vertraut, wird die Verfolgung mühsam sein.

Ich stürme voran, dicht gefolgt von Elias. Miriam eilt als Letzte. Mit dem Gewehrkolben schlage ich dornige Äste beiseite. Immer wieder halten wir für Sekunden inne und lauschen schwer atmend. Aus der Ferne hallt weiterhin der Lärm von Maschinenpistolen. Wir sehen uns dabei wortlos an und bängen um Claudia und Tekla.

Um die Verfolger zu täuschen, schlagen wir unentwegt kleine Umwege ein. Dadurch ist der Weg nach Münchsteinach beschwerlicher als sonst und nimmt über drei Stunden in Anspruch.

Nicht alle Kleinstädte oder Dörfer verwandelten sich nach dem Großen Fieber in Siedlungen. Neustadt, Gutenstetten, Diespeck und Reinhardshofen waren Teil einer kleinen Traube aus Gemeinden, die davon profitierten, in Sichtweite voneinander zu stehen. So entstand der NEA-Wohn-Cluster. Doch neunzehn von zwanzig Dörfern mutierten nach dem Großen Fieber zügig zu Geisterorten. Die Natur griff sie prompt an und verschlang sie unaufhaltsam.

Ich kannte Münchsteinach von Geisterfahrten, die wir bereits vor vielen Jahren unternommen haben. Da war ich noch ein Kind. Der Ort ist längst blank geplündert und man fand hier kaum eine Reißzwecke. In den Hausruinen gibt es nur den ewigen Plastikmüll und den behäbig rostenden Schrott, überwuchert von Japanischen Staudenknöterich.

Doch hier, in diesem Augenblick, besitzt die Geisterstadt den Vorteil der Einsamkeit. Für den Iwan ist sie ohne das geringste Interesse. Auf der Hut müssen wir dennoch sein, denn eine Horde Aggros kann jederzeit unseren Pfad kreuzen.

* * *

Münchsteinach hat sich seit meinem letzten Besuch kaum verändert. Nur die Autowracks und Hausruinen erscheinen deut-

lich zugewucherter. Dem Druck der Natur nachgebend, waren inzwischen viele der Dächer eingebrochen.

Wir treten unweit eines Wasserbeckens aus dem Wald. Früher befand sich hier ein Schwimmbad. Jetzt wachsen meterhohe Stauden aus dem Becken.

Vorbei an einigen Häusern stoßen wir wieder auf die Steinach, die sich hier ihren Weg durch eine schmale Graslandschaft bahnt. Entlang des Ufers wanken sanft lange Binsen.

Die Aisch und die Steinach blieben nach dem Großen Fieber unverändert. Beide Flüsse entsprangen nicht weit von hier und zwischen der Quelle und unseren Siedlungen gab es keine nennenswerten Talsperren.

In den meisten Regionen sah das ganz anders aus. Weite Teile von Regensburg, Nürnberg und Würzburg standen seit Jahren unter Wasser. Im Verlauf der Zeit brachen unbeaufsichtigte Dämme und Stauseen aus ihren Betongefängnissen und ergossen sich gewaltsam in die Flussarme. Mein Lehrer Albert hatte in seinem Archiv eine große Karte von Süddeutschland, in der er versuchte, diese Entwicklung einzuzichnen.

Nach seinen Nachforschungen machte der Staudamm bei Sonthofen, hoch in den Alpen, den ersten Schritt. Dadurch trat der Mandichosee über seine Ufern. Der Lech vergrößerte sich und überflutete Teile von Augsburg. Zehn Jahre später folgte der Brombachsee und dann auch noch der Altmühlsee. Die Wassermassen verwüsteten die Gebiete östlich von uns. Wer heute Nürnberg oder Fürth auskundschaften möchte, braucht für einige Viertel ein Boot. Überall in Europa wurden die Flüsse wieder mächtiger und gewaltiger, denn aller paar Jahre brach eine weitere Talsperre und Mutter Natur setzte sich durch.

Wir wussten wenig darüber, wie es im fernen Norden aussah. Doch nahmen wir

an, dass die einstigen Städte im Rhein- und Elbdelta unter Wasser standen.

Dank dieser Umstände blieben wir von all dem verschont. Das Chaos an der Donau und am Main hatte für uns sogar gewisse Vorteile. Es unterstrich die Demarkationslinie zwischen der Allrussischen Sphäre und unserem Teil der Europäischen Konföderation. Viele der Bemühungen der Russen, die Grenze westlich zu verlagern, fanden anschließend weiter nördlich statt.

Doch nun sieht es aus, als sei diese Schonzeit aufgebraucht.

Wir bahnen uns den Weg durch das anderthalb Meter hohe Gras. Direkt vor uns befindet sich der Landschaftssee, zwar noch unsichtbar, doch ich erkenne bereits die Baumreihe, die das Ufer säumt.

Plötzlich stößt neben uns etwas aus dem Gestrüpp. Ich fahre herum und sehe Elias zu Boden stürzen, während ein dunkler Schatten durch das Gras huscht.

Im Augenwinkel nehme ich wahr, dass Miriam die Kalasch anlegt.

„Nicht schießen!“, rufe ich und lege ihr die Hand auf die Schulter. Ich trete an ihr vorbei und helfe Elias auf die Beine.

Der dunkle Schatten kehrt zurück und röhelt uns wütend an.

Es ist ein Grunzer. So nennen wir Hausschweine, die sich mit Wildschweinen gekreuzt haben. Sie sind gefährliche Biester und nicht zu unterschätzen. Vor dem Großen Fieber hielt der Mensch Millionen Hausschweine unter abscheulichen Verhältnissen, die ich nicht einmal einem Aggro zumuten möchte.

Als die Menschen weltweit wie die Fliegen kreperten, verendeten die Schweine vor Hunger in ihren düsteren Ställen, oder fraßen sich gegenseitig. Die Stärksten schafften es ins Freie. Dort fanden sie schnell eine wehrhafte Unterstützung. Die Wildschweine verließen den Wald und

trieben sich auf Nahrungssuche in den Straßen der entvölkerten Großstädte.

Einige Jahre später gab es überall nur Grunzer. Große, aggressive Tiere, die in Gruppen von bis zu dreißig herumzogen. Ihnen allein zu begegnen, konnte gefährlich sein und man kletterte besser schnell auf einen Baum oder ein altes Dach.

Einen einzelnen Grunzer mit unseren Waffen zur Strecke zu bringen, ist ein leichtes Unterfangen. Doch ich will nicht unnötig unsere Position preisgeben, in dem wir hier herumballern.

Der Grunzer rennt auf uns erneut zu. Wir springen alle zur Seite, fallen in das hohe Gras. Elias bricht in Gelächter aus.

„Wenn er dich erwischt, wirst du nicht mehr lachen“, meine ich und schwinde mich hastig zurück auf die Beine, gerade rechtzeitig, um den Angreifer mit dem Sturmgewehrkolben abzuwehren.

Es ist ein junges Tier, vermutlich noch unerfahren. Es geht ihm nicht anders als uns. Es hat sein Volk verloren und seine Angst schlägt sich als rasende Wut nieder.

Mein Schlag auf die Schnauze ist kaum kräftig zu nennen, reicht aber, um eine gewisse Besinnung einkehren zu lassen. Das Schwein rennt noch eine Weile orientierungslos hin und her, verschwindet dann wieder im hohen Gras, auf der Suche nach seiner Rotte.

„Ich hab Hunger“, sagt Elias und stöhnt genervt, während er dem Grunzer hinterher blickt.

„Vielleicht gibt es am See irgendwelche Beeren“, sagte ich und lege im Vorbeigehen die Hand auf seine Schulter.

Ich empfinde seit Jahren geschwisterliche Gefühle für Elias. Er ist der jüngere Bruder, den ich nie hatte. Und ich ahne, dass in dieser ausweglosen Lage meine Empfindungen nur tiefer werden. Im Einklang mit der dritten Regel ist das nicht. Doch dagegen bin ich machtlos.

Einige Minuten später erreichen wir die Uferböschung des Landschaftssees. Elias und ich lassen uns auf eine alte Sitzbank fallen. Sie ist - wie schließlich alles hier - vollständig vom Efeu verhüllt, verrät aber trotz dieser Verkleidung ihre charakteristische Form.

Vorerst sitzen wir nur da und schauen erschöpft auf den See. Nach einer Weile greift Elias in seinen Rucksack. Er holt die Kamera heraus und tippt an ihr herum, ohne dass etwas geschieht. Dann legt er sie ins Gras, mit dem kleinen Solarpanel gen Himmel gerichtet.

Ich mustere gedankenversunken eine Spinne, die zwischen den Blättern hervorklettert und eine Abkürzung über meinen Schenkel nimmt. Elias bemerkt es und hält die Hand auf mein Knie, so dass die Spinne in seine Handfläche klettert.

Zehn Meter weiter wirft Miriam ihre Kleidung ins Gras. Sie springt nackt in den See. Es ist keine beherzte Sommereuphorie, trotz des tollen Wetters. Sie ist blass und sieht aus, als müsste sie sich jeden Augenblick übergeben. Während sie im Wasser ist, kann ich sie nicht sehen, doch an den Geräuschen erkenne ich, dass sie aggressiv ihren Körper wäscht.

„Was soll aus uns werden, Kyra?“, fragt Elias leise.

Er ist siebzehn Jahre jünger als ich und der Wohn-Cluster verkörpert alles, was er im Leben kennt. Nun blickt er zu uns, den älteren Frauen, und sucht nach Halt und Orientierung.

Anderen Menschen Hoffnung zu geben, gehörte nie zu meinen stärksten Wesenszügen. So bleibe ich lieber ehrlich.

„Ich weiß es nicht, Eli. Aber wir müssen erstmal irgendwo unterkommen.“

Niemand kann jenseits der Gemeinde überleben. Denk an Regel Nummer 2. Nur wilde Tiere und Aggros durchstreiften die Ländereien.

Ich muss an die Filme und Erzählungen der Honks denken, die vom Ende der Welt handeln. In diesen Endzeit-Geschichten zeigte man gerne einen einsamen Helden, der ziellos durch die Gegend wandert. Doch Einzelgänger überleben selten länger als fünf Tage, vielleicht eine Woche, wenn sie gut sind. Dafür gibt es in den Ruinen zu viele Aggros und in den Wäldern zu viele wilde Hunde und hungrige Wölfe.

Elias klatscht sich auf den Hals und sieht auf seine Finger, um zu sehen, ob er die Mücke erwischt hatte. Mücken gehörten eindeutig zu den Gewinnern der Apokalypse. Im Sommer gibt es sie überall. Viele lassen sich auch nicht durch Rauch vertreiben.

Zu den Verlierern der Apokalypse zählten überraschenderweise Zecken. In meiner Kindheit verseuchten sie alle Wiesen und Gebüsche und galten schon vor dem Fieber als eine verhasste Plage. Doch als der überwiegende Teil der Menschheit ausstarb und das irrwitzige Gedünge aufhörte, das einst nötig war, um all das Tierfutter zu produzieren, führte das schnell zu einer massiven Rückkehr von Insekten und Vögeln. Hierbei müssen einige engagierte Zeckenfresser dabei gewesen sein, denn in den letzten Jahren kam es immer weniger vor, dass man sich einen Zeckenbiss einfing. Durch die Abwesenheit der Honks renken manche Dinge sich schneller ein, als andere.

„Werden wir jemals zurückkehren können?“

Elias' Frage reißt mich aus den Gedanken.

„Die Russen sind jetzt westlich des Mains. Die wollen bleiben“, erwidere ich.

„Warum eigentlich? Wir sind so wenige. Man könnte meinen, es ist nun genug Platz für alle da.“

Eine wirklich geistreiche Antwort kommt mir darauf nicht in den Sinn.

„Sie brauchen Cargo und Nachwuchs. Unsere Region ist ihnen eher unwichtig. Aber sie können aus uns eine Menge Sklaven herausquetschen.“

„Die Konföderation wird es ihnen zeigen“, ereifert sich Elias. „Die Brigaden sind bestimmt schon unterwegs!“

Ich bin da nicht so zuversichtlich, behalte es aber für mich.

„Könnte sein“, murmele ich nur.

Hinter uns erklingt ein leises Rascheln, das unverkennbar von Füßen stammt, die rasch durch hohes Gras gehen.

Instinktiv rutsche ich von der überwucherten Sitzbank auf den Boden und drehe mich um. Wir benutzen die Rückenlehne als Versteck. Ich lege leise den Lauf des Gewehrs darauf und stecke vorsichtig den Kopf raus.

Sofort erkenne ich das notorisch strenge Gesicht von Claudia. Hinter ihr geht Tekla. Sie sehen unverletzt aus.

„Wir haben mehrmals die Steinach gekreuzt“, erzählt Claudia bei der Ankunft. Sie trägt Teklas sperriges Gewehr auf der Schulter und stellt es gegen einen Baumstamm ab.

„Die haben aufgegeben!“, rief Elias aus.

Wir lassen die beiden auf die alte Bank. Tekla stützt erschöpft ihre Ellbogen gegen die Oberschenkel, während ihr das halblange Haar ins Gesicht fällt. Sie röchelt etwas.

„Hast du nicht *schön cool bleiben* gesagt“, sagt sie schließlich leise und spuckt im hohen Bogen in den See.

„Was hätte ich machen sollen?“, erwidert Claudia. „Warten, bis er mit Miriam fertig wurde und sie erschoss?“

Sie dämpft beim Satzende ihre Stimme, da sie bemerkt, dass Miriam gerade näherkommt und sich im Gehen das Hemd über den nassen Körper zieht.

„Wie geht es jetzt weiter?“, fragt Elias.

Claudia nimmt ihren kleinen Wasserkanister aus dem Rucksack und trinkt einen tiefen Schluck.

„Wir müssen westwärts nach Würzburg. Dort gibt es ein Hauptquartier der Konföderation und genug Betten und frisches Wasser für alle.“

„Wie lange geht man da?“, wundere ich mich.

„Wir könnten morgen Abend ankommen, wenn wir vor dem Sonnenaufgang aufstehen und uns nicht ständig vor Aggros oder Russen verstecken müssen.“

Entlang der leeren Hauptstraßen zu gehen, ist die schnellste Art, voranzukommen, zugleich auch die gefährlichste. Wählen wir hingegen den Wald, sind wir zwar sicherer, doch der Marsch kann drei bis vier Tage dauern.

„Was machen wir heute Nacht?“, löchert uns Elias weiter mit Fragen. „Hinten bei der Brauerei gibt es sicherlich irgendwelche Verstecke, wo man auch übernachten kann.“

„Wenn wir nichts Besseres finden, ist es eine Möglichkeit“, meint Claudia.

„Auf dem Wilhelminenberg gibt es einen Gutshof“, sage ich. „Das ist eine Stunde von hier. Wenn die Russen sich nur über die Hauptstraßen aus Bamberg oder Nürnberg ausbreiten, werden sie dort noch nicht angekommen sein.“

Claudia will darauf etwas erwidern, da klatscht sich Elias plötzlich übertrieben auf den Kopf.

„Ich habe eine bessere Idee!“, ruft er. „Ich habe die Idee schlechthin ...“

„A-ha“, brummt Claudia und stemmt demonstrativ ihren Daumen und Zeigefinger unter das Kinn. „Erleuchte uns.“

„Wollt ihr noch heute Abend in Würzburg sein?“

„Ich höre“, meint Claudia und verzieht die Augenbraue zu einem beachtlichen Bogen.

„Wir müssen nach Castell!“, erzählt er aufgeregt. „Das schaffen wir in fünf Stunden. Wir werden noch vor dem Sonnenuntergang dort sein.“

„Ja, auf dem Zahnfleisch“, meint recht unbeteiligt Tekla, während sie ihr sperriges Sniper-Gewehr mit einem Tuch reinigt.

„Du kannst dich im Auto ausruhen, Tekla“, sagt Elias mit einer triumphierenden Stimme.

„Auto?“, ruft Claudia aus.

„Vertraut mir! Wir müssen nach Castell!“

„Fünf Stunden auf der Straße sind fünf Stunden in Lebensgefahr“, sagt Claudia. „Wir werden schon etwas mehr Informationen brauchen, bevor wir nach Castell marschieren.“

„In Castell wohnt der Ritschie!“

„Wer ist der Ritschie?“, hake ich nach.

„Richard der Weinhändler“, meint Claudia. „Man merkt, dass du nicht trinkst. Der Typ hat nicht alle Tassen im Schrank.“

„Ja, das mag sein“, verteidigt Elias seine Idee. „Aber was ihm im Schrank fehlt, das hat er in der Garage. Ritschie hat mindestens zehn funktionierende Autos und er hat Benzin.“

„Und warum sollte er das mit uns teilen?“, frage ich mich. „Wir haben außer den Waffen nichts, was man tauschen könnte.“

„Wir müssen ihn nur überreden, uns eine Stunde nach Würzburg zu fahren. Das kostet ihn etwas Benzin.“

Wir blicken uns gegenseitig an. Es ist ein Plan, der von gewissem Glück abhängt. Zum Beispiel, dass in Castell noch keine russischen Truppen sind. Doch niemand von uns hat eine bessere Idee.

„OK“, brummt Claudia zaghaft. „Dann marschieren wir nach Castell.“

Elias ballt in seinem jugendlichen Enthusiasmus die Fäuste zusammen und grinst breit.

„Und wir sollten ein Foto machen“, ruft er. „Ich glaube, die Kamera hat sich jetzt genug aufgeladen, um wenigstens ein Bild zu schaffen.“

Er hebt sie hastig auf.

„Für so einen Scheiß haben wir keine Zeit“, stöhnt Claudia mit gerunzelter Stirn.

„Es kann nicht schaden“, widerspreche ich ihr. „Zur Dokumentation.“

Ich versuche ihr dabei nonverbale Botschaften zu senden, in dem ich mit den Augen ein gewisses „Komm schon“ signalisiere.

Elias wirft mir ein dankbares Lächeln zu.

Claudia zuckt mit den Schultern.

„Dann macht schnell“, brummt sie.

Miriam hält sich angewidert die Handfläche vors Gesicht. „Bloß nicht. Ich kann das jetzt nicht haben.“

„Oh ... Ja, ich verstehe“, gibt Elias unbeholfen von sich. „Ähm ... Aber du könntest das Foto machen!“

Miriam nickt nur stumm und streckt die Hand nach der Kamera aus.

Wir stellen uns zusammen und blicken in den Apparat, als wären wir vier harmlose Urlauber aus der Zeit vor dem Fieber. Ein touristisches Fotelächeln gelingt allerdings niemandem so richtig. Ohnehin verateten die Sturmgewehre in unseren Händen, dass wir alles andere, als Touristen sind.

Miri drückt auf den Auslöser.

Elias rennt ihr gleich entgegen, um das Foto auf dem Display zu überprüfen. Miriam sieht nicht einmal hin. Sie reicht ihm die Kamera und spaziert einfach davon, als hätten wir sie bei etwas unterbrochen.

Eine seltsame Sache, im schönsten Sommerwetter niedergeschlagen zu sein. Die Sonne strahlt und am Himmel klebt nur ein einsames Wölkchen. Statt der üblichen höllischen vierzig Grad Celsius, welche uns die Honks vererbt haben, fühle ich

heute gemütliche dreiunddreißig auf der Haut.

Die Insekten summen fröhlich durch die Gegend und hoch über uns kreisen stumm die Raubvögel. Unweit quaken im seichten Wasser die Frösche. Ein großartiger Tag, um einfach die Arme zu strecken und leise zu gestehen, dass man sich pudelwohl fühlt.

Doch nicht wir. Wir stecken inmitten eines Albtraums.

Ich gehe Miriam hinterher. Es fällt mir nie leicht, Menschen auf ihre Gefühle anzusprechen. Und das ist eigentümlich, angesichts dessen, dass ich doch sehr harmoniebedürftig bin und immer den Wunsch hege, dass es jedem gut geht. Aber ich weiß, dass in dieser Situation Claudia, Tekla und Elias noch nutzloser sind als ich.

Das neue Zeitalter lehrt uns, zusammenzuhalten und einander zu helfen. Das Trösten haben wir jedoch verlernt.

Miriam sieht mich und bleibt stehen.

„Wie geht es dir?“ Es ist nicht unbedingt eine geistreiche Frage.

„Beschissen“, erwidert sie unumwunden. Sie verschränkt verlegen ihre Arme über der Brust.

„Ich weiß nicht, was ich sagen soll“, gebe ich zu. „Ich will nur nicht, dass du dich allein fühlst. Ich habe so etwas auch schon erlebt. Vor vielen Jahren ...“

Unsere Blicke treffen sich.

„Ich werde OK sein“, sagt Miriam leise. „Du musst dich um mich nicht kümmern.“

Ich nicke stumm, bemüht um ein Lächeln.

* * *

Wir sind fast sechs Stunden unterwegs. Der Weg führt vorbei an Mittelsteinbach und Lachheim. Um Scheinfeld machen wir einen weiten Bogen, gewahr dessen, dass es dort vor Aggros nur so wimmelt. In Erlabronn hält Elias einige Augenblicke inne

und erklärt mir, dies sei der entfernteste Punkt von unserer Siedlung, den er jemals erreicht hatte.

„Alles klar, Samwise“, erwidere ich darauf, doch er weiß nicht, wovon ich rede.

Elias hat bereits an einigen Geisterfahrten in der unmittelbaren Umgebung unseres Wohn-Clusters teilgenommen. Die Bezeichnung „Geisterfahrt“ ist ironisch gemeint. Wir glauben nicht an Geister, sondern grasen systematisch all die Geisterstädte unserer Umgebung ab, auf der Suche nach nützlichen Dingen. Außerdem fahren wir oft auf der falschen Seite der Straße oder Autobahn, was uns in der Grellzeit zu Geisterfahrern gemacht hätte.

Derartige Ausflüge können bei entfernteren Zielen eine bis zwei Wochen dauern. Als ich jünger war, nahm ich sogar an einer Expedition teil, die bis nach Ulm ging. Das war eine der gefährlichsten Unternehmungen, an denen ich teilnahm.

Denn die vierte Regel lautet: Halte dich fern von Städten.

An ein Leben in den Großstädten ist seit dem Fieber nicht zu denken. Dort herrschen die Aggros. Deshalb leben wir in ländlichen Siedlungen.

Früher galten Geisterfahrten vor allem Medikamenten und dem begehrten Benzin. Doch die Pillen und Heiltropfen der alten Ära sind längst verschwunden. Heute ist man sehr froh, wenn man einen vollen, vakuumgelagerten Benzinkanister findet, doch zumeist hoffen wir auf alltägliche Gebrauchsgegenstände, die wir nicht selbst herstellen können. Vor allem, wenn sie auch nach drei Jahrzehnten im guten Zustand sind. Schraubenzieher, Zangen, neue rostfreie Schrauben und Nägel. Kabelbinder aus festem Plastik meistern die Endzeit am besten. Sie rosten nicht und werden nicht brüchig.

Die Asphaltstraße führt durch den Steigerwald. Wir bleiben wachsam. Sollten wir

den fernen Lärm von Automotoren hören, können wir rechtzeitig im Unterholz verschwinden.

Doch der Wald besitzt seine eigenen Gefahren. Insbesondere durch Hunde- und Wolfsrudel, aber auch hungrige Bären, die sich nach der Niederlage des Menschen in ganz Europa vermehrten.

Natürlich hat auch ein Bär keine Chance gegen mein SIG-550. Deutlich mehr Sorgen macht uns die Aussicht auf die Begegnung mit einer Aggro-Horde. Mit den neuen Waffen können wir auch ihnen trotzen, doch das kostet wertvolle Munition.

Wir treten aus dem Wald und gehen entlang der mürben, geschwungenen Asphaltstraße auf das Schloss zu. Unsere Schritte werden langsamer, vorsichtiger. Die Sonne steht bereits tief hinter den Baumkronen. Der kühle Schatten des Forstes hat uns in der Sommerhitze gute Dienste geleistet.

Wir rechnen mit einer Torwache und einigen recht inquisitorischen Fragen, bis man uns hereinlässt. Das ist nicht unüblich.

Fünfte Regel: Misstraue allen.

„Sag ihnen, dass du ein Freund von Ritschie bist“, unterweise ich leise Elias, der sich aufmacht, vor das Tor zu treten und mit den Wachen zu sprechen.

Über dem Tor befindet sich der übliche Wehrgang. Es ist eine wuchtige Konstruktion aus dicken Holzstämmen, zusätzlich mit Metallplatten verkleidet.

„Das gefällt mir nicht“, brummt Claudia.

Ein unbewachtes Haupttor ist in der Tat unerhört. Geduckt verlassen wir die Straße und besprechen uns im Schutz der Bäume.

„Wir gehen vorsichtig um die Siedlung herum, bis uns etwas auffällt“, schlägt Claudia vor.

Nur Grillen und entferntes Vogelgeschrei durchbrechen die bedrohliche Stille. Wir schleichen entlang des Siedlungswalls, der - ähnlich wie in Gutenstetten - aus Holzpalisaden und Wellblech besteht und fast fünf Meter hoch ist. Normalerweise sollten zu jedem Zeitpunkt mindestens fünfzehn Leute dort Wache schieben.

Zu unserer Rechten breiten sich kleine Felder mit Weinreben aus. Ich erinnere mich, dass dies eine der wenigen Siedlungen der gesamten Region ist, wo auch nach dem Großen Fieber guter Wein entsteht.

Als wir fast die halbe Ortschaft umrunden, tritt plötzlich etwas in unser Sichtfeld, das zumindest andeutet, was hier nicht stimmt.

Es ist ein alter Baum. Eine Stileiche, die vermutlich schon einige Jahrhunderte auf dem Buckel hat.

Jetzt ist sie der Länge nach zerbrochen, als habe ein Riese mit ihr gespielt. Zwei mächtige Arme der Eiche liegen abgetrennt auf dem Boden, wie die Gliedmaßen einer Spielzeugfigur. Von dem breiten Stamm sieht ein Drittel geradezu weggesprengt aus. Dieser Teil des Baums ist zur Seite gekippt und auf den Wehrgang des Schutzwalls gekracht.

„Das war ein Blitz“, erklärt Claudia.

Der abgespaltene Teil der Eiche bildet eine natürliche Brücke auf den Wall. Es ist noch immer eine steile Kletterpartie, aber mit der Hilfe von Händen leicht bewältigbar.

„Ihr wartet hier“, sagt Claudia, doch Miriam hält sie auf.

„Lass mich gehen. Bitte.“

Ihr Blick hat etwas Flehentliches. Vermutlich empfindet sie gegenüber Claudia eine tiefe Schuld. Dass sie einfach nur unter Schock steht, berührt unsere Gedanken kaum. So sind die Zeiten, in denen wir leben.

Miriam verlagert die AK-103 auf den Rücken und beginnt zügig hochzuklettern.

Nur eine halbe Minute später erreicht sie die Brüstung. Sie klettert über das Geländer und steht oben.

Zuerst sehen wir vom Boden aus nur ihren Hinterkopf. Sie blickt konzentriert in die Siedlung hinein.

Doch dann taucht plötzlich ihr blasses Gesicht über dem Rand des Walls auf. Mit einer Armbewegung bedeutet sie uns, ihr zu folgen.

Oben angekommen können wir ganz Castell in Augenschein nehmen. Zur Linken befindet sich das Schloss, weiter rechts steht die große Kirche.

Im Ort sind die Aasfresser bereits beschäftigt. Überall wimmelt es an Raben und Bussarden. Ich sehe sogar mehrere Füchse. Über der Siedlung hängt auch eine unheilvolle Wolke aus Fliegen und Mücken. Sie alle feiern ein zügelloses Fest.

Die Leichen liegen überall. Sie bezeugen einen wüsten, unerwarteten Überfall. Wir sehen Menschen mit herausgerissenen Eingeweiden und abgetrennten Gliedmaßen. Frauen, Männer, Kinder - übersät mit Bisswunden.

Es besteht kein Zweifel, dass das hier nicht der Iwan war.

Niemand hatte mit einem Blitz gerechnet, der einen alten Baum spalten konnte. Die tollwütigen Monster nutzten die Gunst der Stunde.

Vielleicht hatten die Dorfbewohner es versäumt, den Stumpf an der Mauer sofort wieder zu entfernen. Sie sagten sich, dass diese Mühsal bis zum nächsten Morgen warten kann, da bei solchem Unwetter ohnehin niemand eine Stadt überfallen würde.

Die Aggros falsch einzuschätzen, endet häufig tödlich.

Die Bewohner der Siedlung ergaben sich aber nicht wehrlos ihrem Schicksal, das können wir sofort erkennen. Ich sehe unzählige tote Aggros, mit durchschossenen oder gespaltenen Schädeln. Auch ihre

Anzahl ist beeindruckend. Als stünden wir auf einem Kriegsschlachtfeld.

„Das muss das Gewitter vor drei Tagen gewesen sein“, meint Claudia.

Vor drei Tagen lag ich gemütlich in meiner Koje, las ein Buch und trank Kornkaffee mit Zichorie. Niemals hätte ich da gedacht, dass ich bald darauf in Castell auf ein Aggro-Massaker starren werde.

Wir klettern über eine der Leitern auf die Straße, sehen uns stumm um und schreiten zaghaft in Richtung des hohen Kirchturms in der Mitte der Siedlung. Zaudernd meiden wir es, in die getrockneten Blutflecken zu treten, oder über zerfetzte Körperteile zu stolpern. Wir sehen aus, als gingen wir barfuß durch einen Scherbenhaufen.

„Wie finden wir jetzt Ritschies Autos?“, wundert sich Elias mit gedämpfter Stimme.

Das ist eine gute Frage. Unser Plan basiert auf der Annahme, dass hier jeder wohlauf ist und wir uns somit durchfragen können. Oder, dass zumindest einige seiner Autos angeberisch am Straßenrand geparkt stehen.

„Suchen wir einfach alle Scheunen und Garagen ab“, schlage ich vor.

Castell ist recht klein. Für fünf Leute sollte es wenig Mühe machen, zehn polierte Automobile zu finden. Wir halten dabei die Pistolen im Anschlag, falls doch noch irgendwo ein Aggro aufkreuzen sollte.

Zwanzig Minuten später treffen wir uns wieder vor der Kirche. Unsere Blicke bezeugen die Erfolglosigkeit. Die Sonne versinkt inzwischen über dem Steigerwald. In zwei Stunden wird sich dieser Ort in einen finsternen Friedhof verwandeln. Niemand von uns hat Lust, dann noch hier zu sein.

„Ich habe einen Stall gefunden. Es sind Pferde drin“, berichtet Miriam.

„Im Schlosshof stehen nur Traktoren“, erklärt Tekla.

„Und wenn wir mit einem Traktor fahren?“, wende ich ein.

Claudia schüttelt den Kopf.

„Da können wir uns gleich Zielscheiben auf den Rücken zeichnen. Zu laut und zu langsam.“

„Mercedes oder Jaguar?“, erklingt plötzlich hinter uns.

Wir drehen uns alle gleichzeitig um.

Am oberen Ende der Kirchentreppe steht Elias. Er schiebt das große Kirchentor auf.

Wir rennen alle hoch und betreten das kühle Bauwerk.

Im Inneren der Kirche schwindet das Licht bereits dahin. Doch wir sehen genug.

Jemand hatte die Bänke beiseite geräumt. Auf dem so geschaffenen Platz parkten sechs edle Karren. Es handelt sich ausschließlich um alte Autos, hergestellt Jahrzehnte vor meiner Geburt.

Das ist auch gut so, denn mit all den computerisierten Fahrzeugen, die unmittelbar vor dem Großen Fieber angesagt waren, können wir heute nichts anfangen. Zu viel Elektronik und zu viele Schaltkreise, die niemand versteht.

Jetzt, da das Rätsel gelöst ist, fallen uns auch sofort die beiden tragbaren Auffahrt-Rampen aus Aluminium auf, die auf die Steintreppe gehören, um die Autos aus der Kirche herauszufahren.

Diese alten, analogen Maschinen sind in einem hervorragenden Zustand. Ich bin sicher, dass ihr Besitzer es keinem erlaubte, sie auch nur mit den Fingerspitzen zu berühren.

„Wir brauchen die Schlüssel“, ruft Claudia.

Wir suchen, doch vergeblich. Dafür erscheint Elias plötzlich mit zwei wuchtigen Stahlkanistern in der Hand. Er kann sie kaum noch tragen und setzt sie mit einem erschöpften Grinsen ab.

„Es ist sicher Benzin“, ruft er mit gedämpfter Stimme. „Das sind Vakuumsiegel.“

Claudia geht in die Hocke und öffnet den komplizierten Metallverschluss. Ein kurzes Zischen erklingt. Sie hielt ihre Nase in die Öffnung.

„Oh ja“, haucht sie aus. „Das ist Sprit. Kraftstoff. Gefahrunummer 33.“

„Kann jemand von euch eine solche Kiste kurzschließen?“, frage ich in die Runde.

„Was ist kurzschließen?“, wundert sich Elias.

Ich grinse nur.

„Ein siebzehnjähriger Junge, der nichts über Autos weiß, das hätte es in meiner Kindheit kaum gegeben.“

„Was heißt hier ‚Junge‘?“, echauffiert sich Elias.

„Die Schlüssel wird Ritschie gut aufgehoben haben“, sagt Claudia. „Vermutlich am Körper.“

„Viel Spaß mit dem Leichenfleddern“, meint aus dem Hintergrund Tekla.

„Hey, keine Drückeberger in meiner Truppe“, entgegnet Claudia.

Elias dreht sich plötzlich um. Seine Fingerspitzen berühren die Stirn.

„Der Turm!“, ruft er aus. Die Stimme hallt durch den Kirchensaal, so dass wir uns alle verunsichert umsehen.

„Der Kirchturm?“, wundert sich Claudia und blickt zur Decke. „Was ist damit?“

„Nein, da draußen! Kommt mir!“

Wir folgen ihm vor die Kirche. In der tiefen Abendsonne werfen unsere Gestalten auf dem Straßenpflaster lange Schatten.

„Wir müssen etwas weg von der Kirche“, ruft uns Elias zu. „Damit ihr das sehen könnt.“

Wir laufen ihm nach, weichen den Toten aus. Noch versperren uns die Gebäude den Blick, doch bald wird der

auffällige Hügel über der Ortschaft sichtbar.

Elias streckt den Arm aus und zeigt auf etwas mit dem Finger.

„Seht ihr *jetzt*?“

Wir treten neben ihn und drehen uns alle fast gleichzeitig um. Hinter dem Wall beginnt ein bewaldeter Hang. Auf dem Weg hierher haben wir ihn umrundet, ohne ihm viel Beachtung zu schenken.

Doch jetzt können wir deutlich den schmalen Turm sehen, der dort unter dem Gipfel aus dem Wald ragt und das Dorf übersieht.

„OK“, sagt Claudia verwundert. „Ein alter Turm. Was soll das alles, Elias?“

„Als Ritschie in Diespeck war, mit seinem Lastwagen voller Weinflaschen, da hat er mir nicht nur von den Autos erzählt, sondern auch von dem Turm. Er zeigte mir sogar ein altes Foto von dem Ding.“

„Und du denkst, er ist dort?“, frage ich.

„Keine Ahnung“, meint Elias achselzuckend. „Er sagte, da geht er hin, wenn ihn alle nerven. Es wäre sein Refubium.“

„Du meinst Refugium“, wende ich belehrend ein.

„Egal. Ich renne schnell hoch und schau nach. Sind doch nur paar Minuten. Vielleicht ist er dort versteckt.“

„Sachte“, bremst ihn Claudia. „Wir werden gemeinsam hochkraxeln und alle gebotene Vorsicht walten lassen. Hier hat vor wenigen Tagen ein Blutbad durch die Aggros stattgefunden. Da wird niemand irgendwo allein hochrennen.“

Um nicht einen Umweg über den abgespaltenen Baum am Schutzwall machen zu müssen, gehen wir stattdessen zum Haupttor und öffnen es von innen.

Der Waldweg, der hoch auf den Hügel führt, ist von hier nicht schwer zu finden. Unsere Hände ruhen auf den Gewehren und wir lauschen jeden Schritt achtsam auf die Stimmen des Walds.

Nach einer Weile stehen wir endlich vor dem Turm. Es ist mehr eine schmale Ruine, kaum breiter als fünf Meter. Die längst verschwundene Burgmauer ragt einen Arm weit aus dem Steinbau heraus.

Am Fußende des vierstöckigen Turms sehen wir ein Eisentor. Rechts davon hatte jemand mit einem schwarzen Farbspray die Worte „Gefällt mir - Kommentieren - Teilen“ hingesprüht.

Claudia rüttelt an der Eisentür. Tekla und ich sehen uns nur kurz an und bleiben bereit im Hintergrund. Die Stimmung auf dieser Lichtung gefällt uns nicht. Brüche im nächsten Augenblick eine Horde Aggros aus den Gebüschchen, wären wir kaum überrascht.

„Das brauchst einen Vorschlaghammer, um es aufzubrechen“, stellt Claudia fest. „Genug der Spinnereien. Wir müssen jetzt darüber nachdenken, wo wir die Nacht verbringen.“

„Nicht so schnell! Das Schloss ist doch Kinderkram“, ruft Elias und drängt sich vor.

Er zückt ein kleines schwarzes Etui heraus und sinkt direkt vor der Tür auf die Knie. Eine Weile stochert er mit dünnen Metallhaken in der schmalen Öffnung, bis dann ein lautes Klicken verrät, dass die Tür offen ist.

„Schlösser sind jetzt ein Hobby von mir. Ich bringe mir von jeder Geisterfahrt paar mit und übe an ihnen.“

„Seit wann das denn?“, sage ich verwundert. „Ich dachte, du interessierst dich nur für Mädchen und Poker.“

„Es gibt noch so viel, das du über mich nicht weißt. Kyrä“, erwidert Elias ernst, während mir der Mundwinkel zuckt. Für einige Atemzüge ist der Horror vergessen. Ich bin dankbar dafür.

Er öffnet die Tür und sieht vorsichtig hinein. Claudia ergreift seine Schulter und zieht ihn unmissverständlich zurück.

„Aus dir wird noch etwas“, flüstere ich ihm zu. Er grinst stolz.

„Ist wie eine Gruft“, brummt Claudia und tritt als Erste ein. Elias, Miriam und ich folgen.

„Ich bleibe draußen“, schlägt Tekla vor. „Jemand sollte Schmiere stehen.“

Sie legt das schwere Gewehr ins Gras und behält die Pistole in der Hand. Dann schiebt sie eine Haarsträhne hinters Ohr und beginnt erneut mit den Augen die Gebüsche abzusuchen.

Die Luft im Turm ist unangenehm. Und sie wird schlechter, je höher wir steigen.

Bald schon geht die Steintreppe in eine Holztreppe über und wir erreichen eine winzige Kammer in der Turmspitze.

Ritschie sitzt dort in einem bequemen Drehstuhl mit Armlehnen. Sein Kinn liegt auf der Brust, beinahe als ob er schlafen würde. Doch der Gestank verrät uns, dass er bereits eine Weile tot ist.

Auf dem Boden neben dem Sitz entdecken wir eine kleine Pistole.

„Honkjob“, stellt sie unaufgeregt fest. So nennen wir manchmal den Selbstmord. Es kommt daher, dass damals nach dem Fieber sich viele der Überlebenden das Leben genommen haben.

Ich hebe vorsichtig den Fuß hoch und klopfe mit dem Stiefel gegen seine Hosentasche, in der Hoffnung das Rasseln eines Schlüsselbunds zu hören. Claudia macht auf ihrer Seite dasselbe.

Elias rüttelt einen Augenblick an den Fensterladen über dem Tischchen und stößt sie schließlich auf. Goldrotes Abendlicht dringt ein.

„Er hat sich hier versteckt und das Mörder in der Siedlung beobachtet“, vermute ich.

Es ist wie der Tribünenplatz bei einer Veranstaltung.

„Schau“, bemerkt Claudia.

Sie deutet auf Ritschies Unterarm. Man erkennt dort deutliche Bisswunden.

„Also doch kein Feigling“, meine ich.
Claudia zuckt mit den Achseln.

„Ihr könnt darüber auf dem Rücksitz des Autos plaudern“, meint sie. „Jetzt finden wir die verdammten Schlüssel.“

„Oh“, stöhnt Elias plötzlich auf.
„Schaut euch die Wände an!“

Wir sehen uns um.

Erst jetzt bemerkten wir, dass die Steinwände des kleinen Raums mit allerlei Plakaten vollgeklebt sind. Nackt posierende Frauen, zumeist aufreizend mit gespreizten Beinen sitzend. Den Liegenden ragen sogar irgendwelche Gegenstände aus dem Schritt, als wäre das der neueste Modeschrei.

Miriam's Blick wirkt verloren und abwesend. Ich sehe deutlich, wie sich ihre Kiefermuskeln anspannen, als wollte sie erbrechen.

Ich will sie fragen, wie es ihr geht, doch sie kommt mir zuvor.

„Ich gehe wieder runter“, erklärt sie schroff und eilt die Treppe herab. Ich blicke ihr noch eine Weile hinterher.

„Manche können die Grellzeit nicht hinter sich lassen“, sagt Claudia abschätzig und reißt eines der Poster von der Wand.
„Männern fällt es besonders schwer.“

„Ich würde hier mal nix anfassen“, meine ich und verziehe angewidert das Gesicht.

„Warum nicht?“, fragt Elias.

Claudia schnaubt nur belustigt.

Auf dem schmalen Tisch steht ein Monitor und daneben stapeln sich alte Videorekorder. Ich glaube, so nannte man die damals. In der Grellzeit galten sie als veralteter Schrott, aber nun konnte man solche Geräte leichter zum Laufen bringen und warten, als all die Computer und Blu-Ray-Player, und wie das digitale Zeug damals hieß.

Ritschie hatte sich hier eine beachtliche Sammlung angelegt. Seine Schätze trugen Titel wie „*Fickgeile Schwedinnen 7*“, „*Asia Gangbang*“ und „*Bukkake-Fest, Teil 12*“.

Ich mustere Elias, der mit weit offenen Augen eine Kassette nach der anderen fasziniert in Augenschein nimmt.

„Du sollst die Schlüssel suchen und nicht Pornos schauen“, bellt ihn Claudia an.

Auf der Wendeltreppe unter uns taucht plötzlich Teklas Kopf auf.

„Miriam passt unten auf“, meldet sie.
„Sucht ihr noch immer? Bald ist es dunkel.“

Sie sieht sich kurz um, runzelt beim Anblick der Sexplakate die Stirn und klopft mit dem Lauf ihrer Pistole gegen Ritschies Hüfte und Bauch. Ein metallisches Klimpern erklingt.

„Was wäret ihr ohne mich?“, sagt sie schnippisch.

„Ich habe seine Hosentaschen doch schon geprüft“, erwidere ich verwundert.

„Hier“, erklärt Tekla und zeigt auf den Brustkorb des Toten. Ich öffne das Hemd. Eine Kette mit einem dicken Schlüsselbund hängt Ritschie um den Hals.

„Dann nichts wie weg hier“, ordnet Claudia an.

Wir alle wollen diesen bizarren Ort verlassen.

Zurück bei der Kirche angekommen, beginnt Claudia erneut, die Fahrzeuge zu untersuchen. Sie kann besser als wir anderen beurteilen, welches Modell für uns am besten ist. Elias läuft aufgeregt zwischen den Vehikeln, während Claudia ihn zu mäßigen versucht.

Tekla gibt sich gewohnt desinteressiert. Sie findet in der Ecke ein schwarzes Buch, auf dessen erster Seite mit schlanken Buchstaben „Gotteslob“ steht. Sie lässt sich auf eine der beiseitegeschobenen Bänke fallen und blättert darin mit gerunzelter Stirn.

„Ich lasse die Pferde aus dem Stall frei. Kein Grund, dass sie dort verhungern“, sagt plötzlich Miriam und begibt sich nach draußen.

Für den Augenblick komme ich mir recht nutzlos vor, doch da trifft mein Blick auf Claudias Augen.

„Na los!“, ruft sie. „Geh ihr nach, bevor etwas passiert. Ist ja wie ein Schulausflug.“

„Was ist ein Schulausflug?“, fragt Elias.

„Mach du lieber alle Motorhauben auf!“, befiehlt ihm Claudia. „Da lernst du wenigstens etwas Nützliches.“

Die Ställe stehen direkt in dem zentralen Gebäude dieser Siedlung, einem altmodischen Schloss. Als ich durch das Tor gehe, schlägt mir der Gestank von Aas entgegen. Ich vernehme das vertraute Summen von tausenden Fliegen, die Hymne dieses kläglichen Zeitalters.

„Miri?“, rufe ich etwas erstickt, bemüht nicht zu viel der übelriechenden Luft einzuatmen.

Der Anblick ist so entsetzlich, dass ich für einige Herzschläge erstarre. Meine Finger umklammerten verkrampft das Gewehr und die Füße fühlten sich plötzlich wie zwei Sockel aus Blei an.

Die toten Pferde wurden nicht einfach nur getötet. Ihre Verletzungen verraten einen wilden Tanz aus Gewalt und Raserei.

„Miri, die sind alle tot“, flüstere ich. „Lass uns abhauen.“

Sie steht mit dem Rücken zu mir, inmitten des verwesenden Blutbads, die Arme über dem Brustkorb verschränkt.

„Ich habe draußen genau gehört, dass noch Pferde im Stall sind“, murmelt sie abwesend.

„Lass uns gehen, hörst du?“

Sie beachtet mich nicht.

„Da! Hörst du?“, ruft sie plötzlich. „Da ist ein Pferd!“

„Ach, Miri“, sage ich tieftraurig. Es gleicht mehr einem leisen Ausatmen.

Sie eilt los, springt durch einen Schwarm schwarzer Fleischfliegen hindurch und rennt auf die hinterste Stallbox zu.

„Wir sollten nicht hier sein“, entgegne ich halblaut und eile ihr hinterher.

Miriam reißt die Schiebetür auf. Ohne Verzögerung springt ihr das Aggro entgegen und packt sie am Hals. Für einen Augenblick erstarre ich. Ich sehe die Fetzen auf seinem Leib, das grauschwarze zerzauste Haar und die dünnen festen Muskeln, die sich wie Stahlseile straffen.

Miriam fällt rückwärts auf einen Heuballen. Einem Raubtier gleich, stößt das Aggro unverständliche Schreie aus und versuchte sie zu beißen. Sie presst ihn von sich, doch er lehnt das gesamte Körpergewicht gegen Miriams Arme, während er hektisch nach ihrem Gesicht greift.

Ich richte das Sturmgewehr auf seinen Schädel und drücke ab. Die Kugel durchbohrt die Schläfe und das Aggro fällt augenblicklich beiseite.

Miriam kämpft sich frei und presst die Hand auf die linke Schulter.

„Ich hatte ein Pferd gehört“, murmelt sie weinerlich.

„Lass mich sehen.“

Es ist keine richtige Bisswunde, aber dafür eine hässliche Quetschung mit einer tiefen Abschürfung der Haut.

„Es blutet ein wenig“, stelle ich fest. „Wir müssen es desinfizieren und legen dann ein sauberes Tuch drauf.“

„Glaubst du ...?“ Sie sieht mich verängstigt an.

„Es ist kein richtiger Biss“, tröste ich sie unbeholfen.

Augenblicke später stürzen die anderen herein und sehen sich verwundert um.

„Gibt es irgendeinen tieferen Grund, warum ihr hier rumhängt?“, schreit uns Claudia an. „Irgendwann kriege ich noch einen Herzinfarkt!“

So alt bist du auch wieder nicht, will ich sagen - doch Claudia ist ernsthaft wütend und so verkneife ich es mir.

„Wir haben einen Wagen ausgesucht!“, ruft Elias. Er ist am Stalleingang stehen geblieben. Seine enthusiastische Stimme entschärft die Situation.

„Wir fahren in fünf Minuten los!“, teilt uns Claudia schroff mit. „Also bewegt euren Arsch in die Kirche!“

* * *

Ritschie hatte seine Autos in Schuss gehalten. Claudias Entscheidung fiel schließlich auf den 1970er-Dodge Challenger. Ein aggressives rotes Auto mit schwarzen Streifen, das nur zwei Türen besaß und bereits beim Starten seine gut geölte Maschinenkraft demonstrierte.

Ich wusste nur das Grundsätzlichste über Autos. In meiner frühen Jugend, nur wenige Jahre nach dem Großen Fieber, fuhr fast jeder mit einem Fahrzeug herum. Damals konnte man Zwölfjährige zwischen den Siedlungen düsen sehen. Benzin gab es da noch wie Wasser im Meer.

Doch das nahm dann zügig ab und bald darauf musste der Treibstoff streng eingeteilt werden - vorzugsweise für die lebensnotwendige Landwirtschaft. So hatte auch ich das Fahren gelernt, doch es war Jahre her, seitdem ich etwas anderes, als einen Traktor oder einen Mähdrescher gelenkt hatte.

Den unbenutzten Benzinkanister stellen wir in den geräumigen Kofferraum und werfen unsere Rucksäcke hinterher. Samt den Waffen steigen wir ein.

Claudia sitzt am Steuer, neben ihr Tekla, während der Rest auf der Rückbank Platz nimmt. Ich hocke in der Mitte, was mir einen großartigen Blick auf die Straße vor uns bietet. Zu meiner Linken zappelt der unruhige Elias ständig hin und her,

während rechts Miriam in ihre düsteren Gedanken versinkt.

Im Verlauf der drei Jahrzehnte hatte man viele der Überlandstraßen und Autobahnen halbwegs freigeräumt.

Damals vor vierunddreißig Jahren verwandelte sich manch eine Autobahnauffahrt in einen Friedhof, da die Inkubationszeit des Großen Fiebers so rasch war. Millionen wollten aus den Großstädten aufs Land fliehen - häufig, ohne ein konkretes Ziel vor Augen. Die meisten gerieten in einen monströsen Stau, nur einige Kilometer hinter der Stadt, der zu entkommen sie versuchten. So viele verließen diese Autoschlange nicht mehr. Sie waren innerhalb von Stunden tot. Ihre Autos blieben einfach stehen.

Natürlich machte sich später niemand die Mühe, die Autobahnen von sämtlichen Wracks freizuräumen. Zumeist schob man dafür nur das Nötigste in den Straßengraben, um einen Korridor zu schaffen.

In unserer Welt ist die Straße eine vorrangige Gefahrenzone. Gelegentlich ruhen Aggressoren zwischen Autowracks und der herannahende Lärm eines Verbrennungsmotors lockt sie herbei. Doch vor allem sind es herumstreunende Banden aus Dieben und Halsabschneidern, die auf Straßen ihr Unwesen treiben. Darum gilt es, mit einer gewissen Mindestgeschwindigkeit zu reisen, was wiederum besondere Vorsicht voraussetzt, da man sonst an einem der Wracks verunglückt.

In der Nacht gilt all das um so mehr.

Der kürzeste Weg nach Würzburg führt über die Autobahnauffahrt nördlich von Rüdenshausen. Über die A3 kann man dann in zwanzig Minuten am Ziel sein. Claudia lehnt es ab. Dieser Abschnitt könnte bereits unter der Kontrolle russischer Truppen stehen, erklärt sie. Wir hoffen, dass sie sich irrt, doch keiner von uns will es darauf ankommen lassen. Darum

nehmen wir die Landstraße nach Kitzingen und fahren dort auf die B8.

„Wie geht es der Schulter?“, frage ich Miriam leise. Während die anderen mit dem Auto beschäftigt waren, hatte ich die Wunde schnell mit Alkohol desinfiziert und einen leichten Verband drumgebunden.

Nicht jeder Kratzer eines Aggros führt zu einer Ansteckung. Doch Miriam ist erst nach dem Großen Fieber auf die Welt gekommen ist. Die meisten von uns wissen nicht mit Gewissheit, ob sie *mortal*, *immun* oder *resilient* sind. Wir besitzen keine Möglichkeit, es zu testen. Ich gehöre zu den wenigen, die ihren Status kennen. Ich bin immun, da ich das Große Fieber überlebt habe.

Miriam's Kratzer zu verschweigen ist eine Eselei. Ich bringe es nicht übers Herz, sie dem Misstrauen der anderen auszusetzen. Und so klammere ich mich an eine närrische Hoffnung.

„Es ist OK“, flüstert Miriam. „Danke für alles, Kyra.“

In dem Abendzweilicht kann ich die Gesichtszüge kaum erkennen. Nur ihre Augen glänzen mir entgegen.

Ich erinnere mich wieder an den Offizier, wie er im Weizenfeld auf ihr liegt und ihr Gesicht in die Erde drückt. Nervös zucke ich zusammen. Die Eindrücke dieses entsetzlichen Tages beginnen langsam, sich zu einem einheitlichen Bild zu ordnen. Ein Gemälde der Angst und des Schreckens.

„Wenn es passiert, musst du es schnell beenden“, flüstert sie mir leise zu.

„Miri ...“

„Versprich es mir! So will ich nicht sein. Keinen Atemzug lang.“

Ich drücke kurz zu Zustimmung ihren Oberschenkel. Dann vergewissere ich mich, dass Elias gerade die Nase gegen die Fensterscheibe drückt. Unbeobachtet ziehe

ich die SIG Sauer aus der dem Halfter und entsichere sie. Die Hand mit der Pistole lasse ich dann unauffällig zwischen meinen Knien hängen.

Inzwischen schwindet der rötliche Glanz des Abends dahin und weicht einer warmen Sommernacht. Über uns treten die Sterne hervor. Claudia schaltet zuerst die normalen Scheinwerfer an und später das viel hellere Fernlicht.

„Haltet die Augen offen“, ermahnt sie uns. „Wer weiß, was uns entlang der Straße erwartet.“

Sie tut gerne so gleichgültig und freudlos, doch ich höre deutlich, mit welchem heimlichen Spaß sie das Gaspedal dieser röhrenden schwarzen Bestie niedertritt.

„Wie lange brauchen wir?“, fragt Elias.

„Vierzig Minuten“, lautet Claudias Antwort.

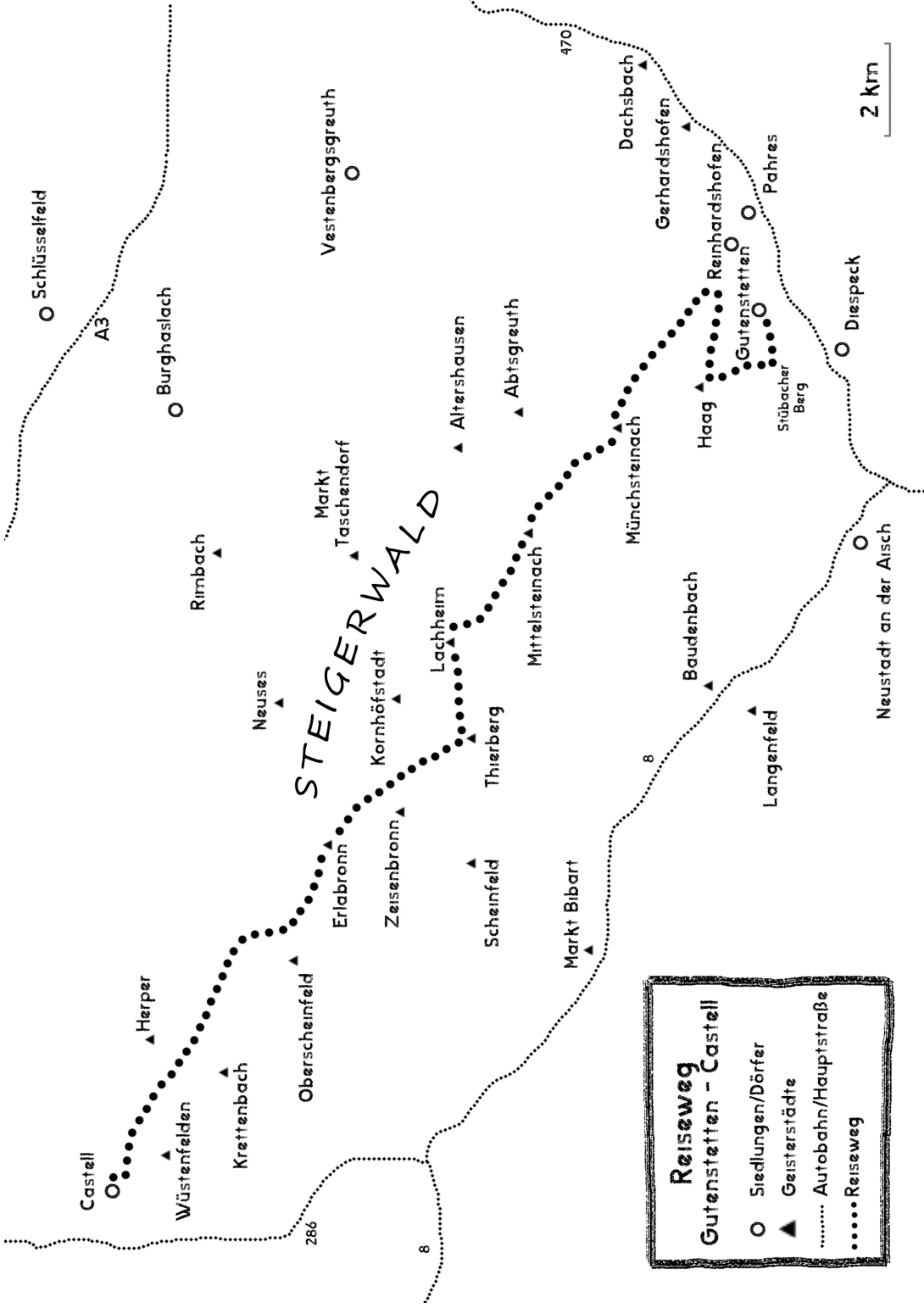
„Irre“, stellt Elias fasziniert fest.

Wir rasen durch die Nacht, mit frischen Wunden auf den Seelen und einem ungewissen Schicksal. Die beherzte Claudia. Die wortkarge Tekla. Der schwärmerische, lebensfrohe Elias. Die unverwüstliche Miriam.

Und ich. Wer auch immer ich bin. Womöglich werde ich es am Ende der Reise herausfinden. Angeblich sind Reisen genau dafür da.

*Fortsetzung folgt in Heft 2 -
„Die Schlacht um Würzburg“.*

IMPRESSUM: „Nach dem Fieber“ erscheint unregelmäßig bei ANNA MACHT URLAUB, 91468 Gutenstetten. Internet: www.annamachturlaub.de - Chefredaktion: Ute Pickar. Titelillustration: Ronald Artos. Innenillustration (Seite 1): Kathy Oliveira. Der Titelfont „Sledge Rough“ wurde von Mehmet Reha Tugcu in Istanbul gestaltet und durch graphicriver.net lizenziert. Kontakt: info@annamachturlaub.de.



2 km

**Reiselweg
Gutenstetten - Castell**

- Siedlungen/Dörfer
- ▲ Geisterstädte
- Autobahn/Hauptstraße
- Reiselweg

○ Schlüsselselfeld

A3

○ Burghaslach

○ Vestenbergsgreuth

470

▲ Dachsbach

▲ Gerhardshofen

▲ Reinhardshofen

○ Pähres

○ Diespeck

○ Stübacher Berg

○ Gutenstetten

▲ Haag

▲ Münchsteinach

▲ Abtsgreuth

▲ Altershausen

▲ Markt Taschendorf

▲ Rimbach

▲ Neuses

STEIGERWALD

▲ Lachheim

▲ Kornhöfstadt

▲ Mittelsteinach

▲ Baudenbach

○ Neustadt an der Aisch

▲ Thierberg

▲ Erlabronn

▲ Zeisenbronn

8

▲ Langenfeld

▲ Scheinfeld

▲ Markt Bibart

○ Castell

▲ Herper

▲ Wüstenfelden

▲ Krettenbach

▲ Oberscheinfeld

286

8

Europa

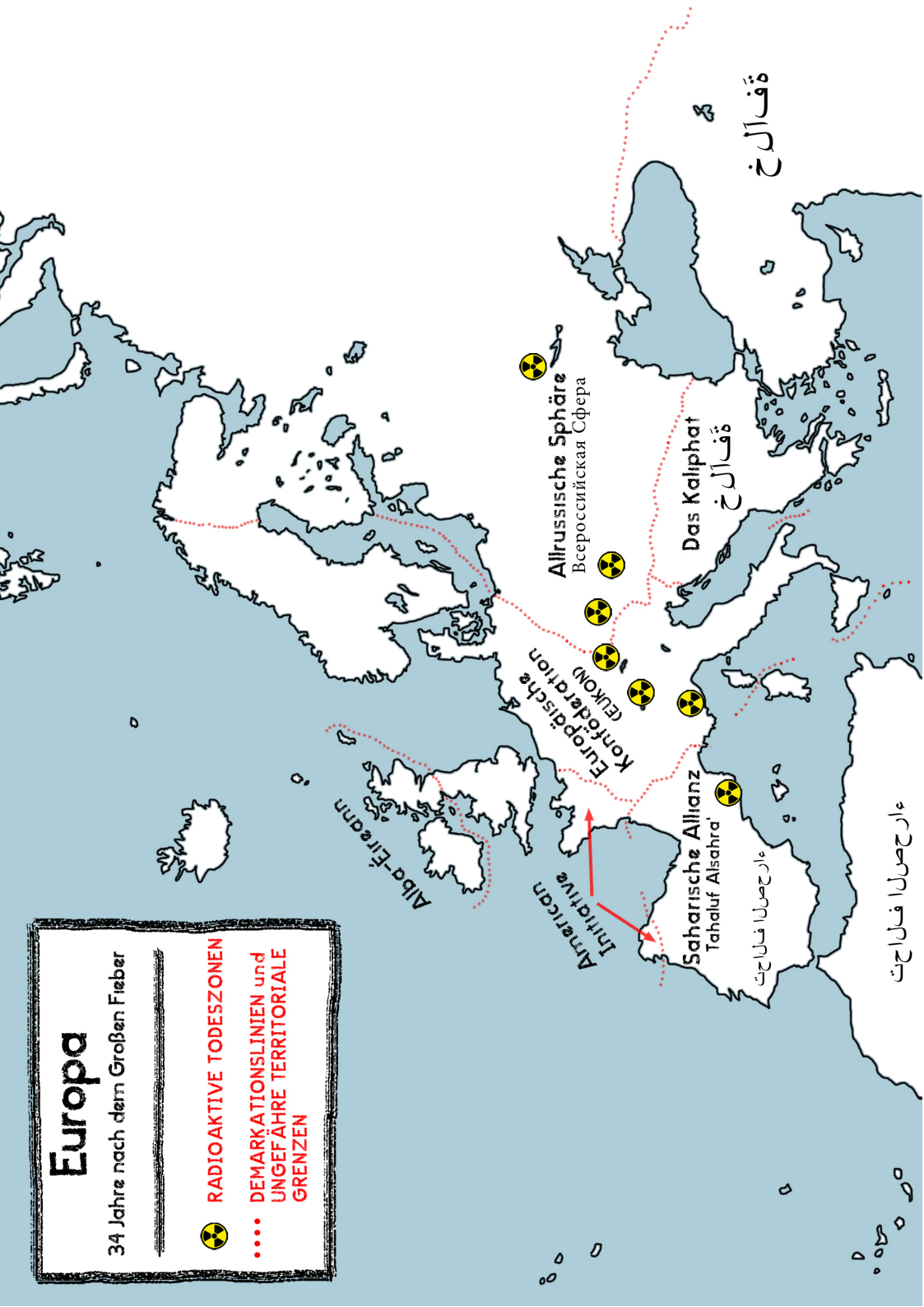
34 Jahre nach dem Großen Fieber



RADIOAKTIVE TODESZONEN



**DEMARKATIONS-LINIEN und
UNGEFÄHRE TERRITORIALE
GRENZEN**



Allrussische Sphäre
Всеполицейская Сфера

ةفالدخ
Das Kalifat

Europäische
Konföderation
(EUKON)

Alba-Eireann

American
Initiative

Saharische Allianz
Tahaluf Alsahra'

ارحصالا فلاحا ح

ارحصالا فلاحا ح

ةفالدخ